

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Der Ueberfall. Ein Zeitbild von Dr. A. C. Müller (mit Illustration von P. Grot' Johann). — Ein stilles Nest. Novelle von Ivan Turgeniew. III. IV. — Die Richte des Cardinals. Von Emilio Mario Bacano (mit Illustration von W. Rögge). — Titel und Titulaturen. — Confiscirt und versteigert. — Ein neues Institut. — Klavierstück von Woldegar Bargiel. — Räthsel. — Auflösung des Räthfels Seite 234. — Correspondenz.

Der Ueberfall.

Ein Zeitbild von Dr. A. C. Müller.

Die gute alte Stadt Verden an der Aller war am 20. April des Jahres 1609 in freudigster Aufregung; Jung und Alt wogte durch die festlich geschmückten Straßen, am meisten aber um das altehrwürdige Stadthaus und die Kirche. Dichtgedrängte Gruppen standen vor dem stattlichen Hause des allbeliebten und hochverehrten Canonicus Alverich von Clüver, dem die Feier des Tages galt; war er doch heute vor fünfzig Jahren in das Amt getreten, welches er mit musterhafter Treue und Hingebung ein halbes Jahrhundert hindurch verwaltet hatte. Die Behörden und Vertreter der Stadt, die Bannerherren mit den Zünften und Gewerken, der Clerus, die Ritterschaft, die Vorsteher der Armen-

und vieler anderen Collegien kamen vom Stadthause her in langem Zuge, um dem Jubilar ihre Glückwünsche und Geschenke darzubringen. Was letztere betrifft, so erregte vor Allem ein Wagen mit einem gewaltigen Faß köstlichen Rheinweins, welches Wappen und Zeichen der Stadt und die Inschrift: Rudesheim 1595 trug, das Staunen der schauenden Menge.

Alverich von Clüver stand vor seiner Thür, um die Ankommenden zu empfangen. Der Canonicus war eine ehrfurchterweckende Greisengestalt, und sein weißes Haar auf dem schöngeformten Haupte zierte ihn mit köstlichem Schmucke, aber der stattliche, hochaufgerichtete Ritter an seiner Seite mit dem wallenden Federbusch auf dem breiten Hut, mit den weiten bespornten Reitstiefeln und dem langen Schlachtschwert erregte die Aufmerksamkeit in nicht geringerem Grade. Das war Herr Johann von Hövel, ein wohlberühmter Ritter aus der braven, uralten Familie derer von Hövel, ein Held, der schon vor mehreren Jahren als Fähndrich

unter dem Herzog von Braunschweig in den Krieg gezogen und nach tapfern Thaten in Ungarn als Rittmeister wiedergekehrt war. Heute schaute er mit seinem freundlichen, einnehmenden Gesicht gar vergnügt auf die heranwogende Menge und flüsterte scherzende Worte seiner treuen Ehegемahlin in das Ohr, der anmuthigen Frau Anna, der schönen Nichte des Jubilar's Alverich von Clüver, die etwas im Hintergrunde stand und die Hommours des Hauses machen sollte, denn dazu hatte sie der Oheim mit ihrem Gemahl aus dem fernen Dortmund herberufen, und trotz der kriegerischen Zeitläufte war sie gekommen. Jetzt hielt die Procession vor dem Hause des Canonicus, und die Bürgermeister, Rath's- und Bannerherren traten der Reihe nach hervor, stätteten in wohlgesetzten Worten ihre Glückwünsche ab, überreichten die Geschenke, und in den Jubel der Musik mischte sich das „Hoch“ und der Lärm des Volkes. Dann aber, nachdem der Canonicus mit bewegtem Herzen und zitternder Stimme seinen Dank aus-



Der Ueberfall. Zeichnung von P. Grot' Johann

gesprochen hatte, ging es in den großen Saal der Curie, wo bereits auf dem Schragen der Rüdeshheimer lagerte; Herr Johann zapfte das köstliche Maß, und nun freiteten die Gumpen von Gast zu Gast, von rechts nach links und wieder zurück von der Linken zur Rechten, und der Rittmeister schenkte immer wieder und wieder ein.

„Bei meiner Ehre,“ rief Herr Madell Wyck, ein braunschweigischer Edelmann, mit dem Canonicus entfernt verwandt und deshalb in dessen Hause einquartiert, „bei meiner Ehre, Johann von Hövel, ich will des Henkers sein, wenn dieser Wein nicht der beste ist, den ich jemals getrunken, und Eure Hausfrau nicht das amnthügliche und lieblichste Ehegespons, das ich all mein Vebtag gesehen habe. Auf gute Brüderlichkeit, Johann, und auf Du und Du!“ — und die Gläser klangen, und Beide umarmten sich, während Frau Anna lächelnd daneben stand. —

Vier Tage später ritten Johann von Hövel und Madell Wyck in früher Morgenstunde aus dem Thore Lüneburgs, wo sie übernachtet hatten. Es war in Verden das Gerücht ergangen, daß allerlei Kriegsvolk, holländisches und spanisches, das Land gen Westphalen durchstreife und gar lästerlich morde, plündere und raube, wie auch nicht ohne sei, daß an ecklichen Orten derer Gegend Deserteure, Wagaubonden und Gantbrüder herumlungerten und in Banden die Straßen unsicher machten. Es brach deshalb Johann von Hövel mit seinen beiden Dienern allein zur Rückreise nach Dortmund auf, während Anna so lange im Hause ihres Oheim zurückbleiben sollte, bis die holländische und spanische Armada die Gegend verlassen, und mehr Ruhe sein würde.

Aber der Weg zeigte sich unsicherer, als man gedacht hatte, und Johann war gezwungen, einen Umweg über Lüneburg einzuschlagen, woselbst er das erste Nachtquartier hielt und seinen neuen Freund, Madell Wyck, in der Herberge traf.

Beim Morgenimbis hörten sie noch vom Wirth einen Bericht, daß sieben Tage früher vier verkappte Raubritter bei Walsenrade mehrere Krämer, die kostbare Kaufmannsgüter mit sich führten, auf der Landstraße angerannt, ihrer eiliche erstochen und erschlagen und die Kostbarkeiten geplündert und geraubt hätten, worauf sie von dannen geritten. Niemand wisse, wer die Thäter gewesen, nur sollte ihrer Einer röthliches Haar gleich wie fuchs-farben gehabt haben, und seien ihrer vier gewesen.

An diese Geschichte dachte der Rittmeister, als er mit Madell der Strafe entlang trabte. „Nun sind wir auch unser vier,“ sagte er lachend, „just wie die Strauchritter bei Walsenrade, doch ich meine —“

„Was,“ versetzte sein Begleiter, „wie viel Aufhebens das gemeine Volk gleich macht, wenn einmal so einem Krämer oder den Hauten (Bauern) etwas zur Ader gelassen wird, und am liebsten möchten sie gleich der ganzen Ritterschaft den Garaus machen; ist auch schlimm, daß die Landesherren solchem Gesindel Recht geben und ihm beistehen, und bin ich der Meinung, daß den Kerlen bei Walsenrade ganz Recht geschehen.“

„Da wird Herr Ernst,“ Herzog zu Lüneburg, wohl anders denken, wie Du,“ entgegnete Johann; „der nimmt es in diesen Dingen gar streng und macht keinen Unterschied zwischen Einem mit dem goldenen Sporn oder einem Marodirer und Gantbruder.“

Madell Wyck erwiderte Nichts, sondern ritt schweigend neben Johann auf der Landstraße nach Alten-Böhen einher, während auch Hövel auf seinen Gedanken überließ, die weiter und weiter zurückschweiften bis nach Verden zu seiner Geliebten.

Die Reiter waren inzwischen an eine Stelle gekommen, wo die Straße die Ebene verließ und in ein etwas hügeliges Terrain überging. Zur Rechten erstreckte sich ein Wald, der den Weg eine bedeutende Strecke begleitete, zur Linken dagegen erhoben sich einzelne größere und kleinere mit Kraut und Gestrüpp bedeckte Hügel, so daß ein Ausweichen nach den Seiten unmöglich war. Bei einer Biegung des Weges erblickte Madell von Wyck plötzlich in geringer Entfernung einen schwerfälligen, hochbeladenen und mit Segeltuch überdeckten Wagen, den zwei kräftige Pferde daher schleppten. Ein Blick seines geübten Auges genügte, um in den Fesseln des Fuhrwerkes eine Gesellschaft reisender Handelsleute zu erkennen.

„Da, schau das Krämervolk!“ rief er, „hat der Dicke da vorn in der Ecke mit dem spitzen Hut und der Halskrause nicht ein Schelmengesicht, dem man auf tausend Schritte ansieht, daß es einem Wucherer angehört, und der langbärtige Jude in der anderen Ecke, der sich in ein schäbliches Habit gewickelt hat, ist sicher ein Geizhals, der die Gulden und Ducaten auf die hohe Kante legt. Daß dich der Donnerstag! denen möchte ich zu Leibe gehen —“

„Ich bitte Dich, laß das Gesindel ungeschoren ihres Weges ziehen; plündern und rauben wollen wir nicht, und so laß uns vorbereiten mit unsern Knechten.“

Madell von Wyck entgegnete Nichts, sondern beobachtete das Gefährt, das inzwischen ganz nahe herangekommen war. Vier Kaufleute und der Kutcher saßen darin und schienen ihrerseits die Reiter nicht minder betrachtet und zum Gegenstand ihrer Unterhaltung gemacht zu haben. In diesem Augenblick war der Wagen neben den Reitern, und der Fuhrmann, mit seiner Peitsche auf den rothhaarigen Madell von Wyck deutend, rief seinen Gefährten im Wagen zu: „Das ist auch ein Fuchstopf wie der Schelm bei Walsenrade!“

Die Krämer warfen sich viesfagende Blicke zu. „Ja,“ schrie der Dicke vorn in der Ecke, „das sind die Räuber von Walsenrade, die Ganche und Schelmritter!“

Er hatte es laut gerufen, um von Allen gehört zu werden, und Herrn Johann von Hövel kostete das Blut bei dieser unverschämten Verleumdung, während um Wyck's Lippen ein höhnisches Lächeln zuckte, und die Knappen erstaunt die Pferde anhielten.

„Verleumder und Ehrabschneider,“ rief Johann von Hövel, „wie dürrt Ihr Euch unterfangen uns zu höhnen, die wir ruhig unsre Straße ziehen!“

Der Krämer aber kannte keine Mäßigung. Mit beiden Armen heftig gestikulirend, stieß er eine wahre Fluth von Schimpfworten gegen die Reiter aus:

„Spitzbuben seid Ihr, die das Land plündern; seid Ihr nicht Euer vier, und hat der Lange dort nicht fuchsfiges Haar, ist es also nicht klar am Tage, daß Ihr die Räuber von Walsenrade seid?“

Die Geduld Johann's war am Ende; er griff seinen Schimmel gegen den Karren anspornend, nach seinem Stoßdegen und riß ihn aus der Scheide. Madell von Wyck hatte schon vom Leder gezogen.

Im nächsten Augenblicke waren die Reisenden aus dem Wagen. Mit Blitzesschnelle sausten nun die flachen Klängen der Ritter und Knappen auf Rücken und Schultern der Krämer, deren wuchtige Stöße wieder bedenkliche Hiebe gegen die Köpfe der Reiter führten. Es war eine tolle, unheimliche Scene auf der öden Landstraße, aber sie währte nicht lange. Die schlechtbewehrten Kaufleute vermochten bald Nichts mehr gegen die hageldicht fallenden Hiebe der Bewaffneten und ihren Karren mit seinen sämmtlichen Schätzen im Stiche lassend, ergriffen sie eilig die Flucht.

Madell Wyck verfolgte die Davoneilenden mit geschwungener Waffe und hörte nicht auf das Rufen Johann's, der mit seinen Knechten Halt gemacht hatte und sich seiner Handlungsweise bereits schämte.

„Daß mir Niemand den Karren und seinen Inhalt anrührt,“ rief Johann seinen Knechten zu. „Wir wollen hier warten, bis Madell von Wyck zurückkommt; er wird nicht so thöricht sein, seinen Klepper hinter den Krämer müde zu jagen.“

Aber so lange die Drei auch dort hielten und warteten, eine Viertelstunde verging nach der andern, und endlich ungeduldig beschloß Johann von Hövel mit seinen Knappen aufzubrechen und weiter zu ziehen. Langsam ritt er von dannen, nachdenklich war sein Gesicht, und eine düstere Wolke lagerte auf seiner Stirn. Er war unzufrieden mit dem Ereigniß dieses Tages. In dieser Stimmung erreichte er das Nachtquartier zu Alten-Böhen. Endlich, endlich, nach langem Warten auch hier noch, erschallte der schnelle Hufschlag eines Pferdes, welches die halberge Straße dahereilte, und wenige Augenblicke später trat Madell von Wyck mit bestaubten Kleidern, aufgeregter und mit geröthetem Gesichte in das Zimmer.

Mit einem beliebten Landsknechtsfluch des siebenzehnten Jahrhunderts warf er Hut, Handschuhe und Degen lärmend auf den rothgefirichten tannenen Tisch, während er selbst auf einen alten Schemel fiel.

„Höre,“ sagte Johann von Hövel nach einer Weile zu ihm, „mir ist die Geschichte nimmer recht; es wird Geschrei und Aufhebens geben, und ich wollte lieber —“

„Nun, was ist's denn!“ unterbrach ihn Madell; „Niemand hat uns gesehen, Niemand erkannt, und damit basta!“

Der Zufall fügte es anders. Auf die flüchtigen Kaufleute war bald, nachdem Jener kehrt gemacht, ein Trupp Soldaten gestoßen. Die Flüchtigen erzählten, was ihnen geschehen, baten um Schutz und um Verfolgung der Uebelthäter. Letztere ward um so leichter, als die Spuren von Johann's und Madell's Pferd deutlich den Weg wiesen. Und so verhaftete der Anführer der Soldaten Beide nebst ihren Knechten noch in derselben Nacht zu Alten-Böhen.

Die Criminal-Untersuchung begann und wurde mit all' der umständlichen peinlichen Sorgsamkeit des siebenzehnten Jahrhunderts weiter geführt. Beide Angeklagten konnten nicht in Abrede stellen, daß sie an jenem verhängnißvollen 16. April, wo der Mord und Ueberfall bei Walsenrade verübt war, diesen Ort und die Umgebung passirt hatten, Wyck's factische Theilnahme an der Walsenradener Affaire war bald nachgewiesen, und da man Johann in seiner Gesellschaft gefunden hatte, da Beide bei Alten-Böhen den Ueberfall gegen die Kaufleute unternommen zu haben weder leugnen konnten noch wollten, da sie endlich gerade ihrer vier an Zahl waren, so war es den Richtern erwiesen, daß Johann und seine beiden Knechte auch unbedingt die andern drei Uebelthäter von Walsenrade sein müßten, und daß das Sprichwort gelten müsse: Mitgegangen, mitgefangen — mitgehungen!

Endlich erfolgte die Sentenz, wonach Madell von Wyck, Johann von Hövel und dessen beide Knechte der Theilnahme an dem Raube bei Walsenrade und bei Alten-Böhen für überführt erklärt und erstere Beide zum Tode, die Knechte aber, als die Verführten, zum Staupenschlag verurtheilt wurden. Jäher Schreden ergriff bei der Nachricht von dieser Verurtheilung die Verwandten und Freunde Johann's, den Keiner von ihnen für schuldig hielt, und von allen Seiten verwandte man sich für ihn bei dem Herzog.

Frau Anna von Hövel erhielt natürlich gleichfalls Kunde von dem Verlauf der Dinge, und ihr Oheim Alverich von Clüver, in dessen Hause sie sich eben noch befand, hatte große Mühe, das arme Weib zu trösten und zu beruhigen; dann aber überschaute sie mit klarem Blick, was zu thun sei, und schrieb an Gaspar von Schwansball, den Stiefvater ihres Gemahls, einen Brief, den sie ihm mit einem expressen Boten übersandte*):

„Kindliche Liebe zuvor. Edler und ehrenfester, freundlicher lieber Vater. Aus hochbetrübttem traurigen Gemüthe kann deiner Edlen Liebden ich unverhalten nicht lassen, was maßen mein lieber Ehejunger Johann von Hövel am 23. nächst abwichenen Monats Tag April allhie von Verden mit seinem eignen Knecht und noch einem andren Knechte, welchen ihm Herr Alverich Clüver, Domherr der Stiftskirche zu Verden, geliehen und also mit drei Pferden abgeritten und sich gen Westphalen . . . begeben wollen. Wie er aber unterwegs kommen, ist ihm eine Warnung . . . geschehen, daß er sich nicht dahin begeben sollte, denn es gar gefährlich und unsicher wäre, daher er dann geursachtet (Veranlassung genommen), seinen Weg wiederum durch das Land zu Lüneburg zu nehmen. Wie er aber zu Alten-Böhen mit noch zwei anderen im Krüge übernachtet, ist er nebst den anderen plötzlich und ganz unvorsehender Weise (alles unter dem Schein und Vorgeben, weil Donnerstag vor Ostern bei Walsenrade Kaufleute von vier Reitern angefallen, und der eine von den Kaufleuten ist erschossen, der andere aber schwerlich verwundet worden, als wären sie dieselben, die solche That verrichtet hätten) jedoch ganz unverschämter Sachen durch böser Leute Angebung von dreihundert Mann . . . mit gewertter Hand . . . als Diebe und Räuber gefänglich angenommen und von denselben nach Kethen auf das Haus daselbst geführt worden . . . und ist nebst seinen Dienern und noch anderen zweien des dritten Tages gen Celle in solcher angenommenen Haft gebracht, daselbst sie denn bis an heutige Stunde enthalten werden, als hat mein lieber Junger mir entbieten lassen, weil ich selbst Schwachheit halber . . . nicht daselbst erscheinen und seiner, wie wohl billig, annehmen konnte, einen gelahrten Mann dahin schicken, der sich seiner Unschuld annehme und ihn zu Rechte defendirte, welches denn geschehen. Es ist aber der Abgeordneter Gelahrter zu keiner Audienz verstatet worden, und ich gleichwohl nicht wissen kann und erfahren, . . . wer die Ankläger sind, und womit man meinen Junger zu beschuldigen habe, denn Gott weiß, daß mein Junger sich die ganze Zeit seines

Lebens, wie männiglich bewußt, ehrlich aufrichtig, sowie Kriegshändeln als andern Sachen verhalten, wie ihm auch Orts gute Zeug- und Kundschaft kann gegeben werden: als ich ganz kindlich, Ew. Edle Liebden wollen auf Mittel und gedanken, wie solche meines Junkers Unschuld errettet, und gefänglich Haft erlassen werden möge, und etwa von Freundschaft zwei oder mehr anher senden, die sich seiner mir angenommen hätten, auch da Ew. Edle Liebden also gedächte, von dem Kurfürsten von Cöln eine Fürbittschrift an durchlauchtigen hochgeborenen Fürsten und Herrn Herrn Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg auszubitten, meines Erachtens nicht unbillig sein, denn mein Junger Erbieten, einen Jeden, der ihn mit Rechte zu befragen, zu stehen und zu antworten. Hierin werden Ew. Edle Liebden nem Hochvertrauen nach keinen Fleiß sparen und befördern, solches ungesäumt zu Werke gerichtet werden möge, das mein Junger in allwege höchstens seines Vermögens ganz wiederum eingedenk sein, und ich bin es in Ehren zu verhalten ganz willig.

Datum Verden den 6 Mai Anno 1609.
Anna geborne Clüverin Johann von Hövel Ehegattin Hausfrau.

Gaspar von Schwansball sparte keine Mühe, um währenden Briefe nachzukommen, und zahlreiche hochgestellte Herren und Frauen schlossen sich ihm an; auch die Stadt Dortmund sowie die Landgräfinnen von Hessen und Schwarzenberg, Herzog von Coburg und selbst Herzog Ernst's Brüder Johann und Georg zu Lüneburg, mit denen Johann von Hövel in Verwandtschaft und Ungarn gebient hatte.

Aber der Herzog erweichte seinen Sinn nicht und auf Bitten erwiderte er nur: „Ich gedenke keine Unschuldigen zu strafen, aber auch keine Schuldigen zu schonen!“

Die Tochter des Kerkemeisters, Maria, hatte die Pflicht, dem gefangenen Ritter zur bestimmten Zeit die Speise durch den Schalter in der Thür zu reichen; dort hatte sie den stattlichen schönen Mann mit den edlen Zügen und der Stirn beobachtet und mit ihm oft geplaudert, bis sie ihn nach und nach immer mehr lieb gewonnen hatte und nun mit ihm sympathete und — hoffte. Sie wußte, wer Hövel war, sie wußte, er ein treues Weib in der Heimath besaß, das in Sorgen wartete und doch nicht zu ihm konnte, weil es an der Waise neugeborenen Kindes heilige Pflichten zu erfüllen hatte, und noch liebte sie ihn mit jener reinen Liebe, die Nichts begehrt, will und sich doch ganz opfert.

„Ich möchte Euch gern zur Freiheit helfen,“ sagte sie ihm, „obwohl ich weiß, daß ich Euch dann verlieren werde wieder allein sein muß; doch saget und gestehet mir zuvor, was Ihr gethan habt, unverhohlen, damit ich nachsinne, was Eurer Rettung dienen kann.“

Doch was sollte der Gefangene bekennen? Er sagte ihr, er wußte, und wie es durchaus der Wahrheit gemäß war.

„Nun weißt Du Alles,“ schloß er seinen Bericht, „und ist mein Zeuge, daß ich Nichts verschwiegen oder verheimlicht, anders gefärbt habe; und doch kann ich nur von einem Geständniß Madell Wyck's, der, wie ich höre, wirklich bei Walsenradener That theilhaftig gewesen ist, Rettung erwarten.“

Maria verließ in erstem Schweigen ihren Freund, hatte ihren Entschluß gefaßt und redete am nächsten Morgen Madell Wyck, den sie gleichfalls zu bedienen hatte, freundlichst ernst ins Gewissen; Anfangs jedoch wollte er von Nichts hören.

Aber so rührend wußte sie zu flehen und zu bitten, Madell zuletzt aufsprang und den Bruder des Herzogs rufen ließ, denn er wolle Geständnisse machen.

Ein schnelles Wort des Dankes küßte Marie unter menden Thränen, dann eilte sie im Fluge in das Haus des zogs August.

Dem Bruder des Landesherrn öffneten sich alle Thüren und bald saß Herzog August in der Zelle von Madell Wyck, lauschte mit ängstlicher Spannung seinen Worten. Madell bekannte, daß Johann von Hövel an der Walsenradener That untheilhaftig sei und auch bei Alten-Böhen die Kaufleute geschlagen, aber ihre Karren nicht berührt, geschweige denn plündern habe. Bei Walsenrade aber hätten nur er, Madell und zwei Söhne des lüneburgischen Rathes und Landdrosten Rave, deren einer mit der Tochter des lüneburgischen Kammerverlobt war, und ein naher Verwandter des Kanzlers selbst Frevelthat verübt, und nun gab er alle Beweise an, wodurch Thäter überführt werden konnten.

„Ich werde für Euch thun, was ich vermag,“ sagte der Herzog sich erhebend; „nun, da die Sache so vornehme Rätze von Eurer selbst angeht, wird er ein billiges Einsehen haben in bewegter Stimmung verließ er den Gefangenen.“

Eine Stunde später hatte August die Rätze um sich versammelt und stellte ihnen in dringenden Worten die Sachlage während die Herren mit gar bestürzten Gesichtern seine Aussagen vernahmen.

Noch an demselben Tage beriethen sie miteinander und gehrten dann eine Audienz bei dem Herzog Ernst, dem die Johann's Sache „nach wohlweislicher abermaliger Deliberation und Ueberlegung“ in einem weit andren Lichte darstellend, wurde die schon bestimmte Execution ausgeföhrt.

Aber noch verging gar mancher Tag, den der Gefangene seiner Zelle verweufzte, und Maria begann schon die Hoffen wieder mehr und mehr zu verlieren.

Endlich an einem kalten Tage des Januars 1610 mar als Herzog Ernst zu Braunschweig-Lüneburg selber in Begleitung seines Kanzlers und anderer Herren vom Hofe in das unheimliche Gemach trat.

„Johann von Hövel,“ begann der Fürst ernst, doch streng, „ich komme selbst, Euch Eure Freiheit anzukündigen und Euch Euren Degen zurückzugeben. Ihr habt erstens Stunden hinter Euch, aber bedenkt, daß Ihr selber die Schuld daran traget, wenn Ihr in argen Verdacht gerathen, der gar leichtlich den Hals hätte kosten können, denn menschliche Rechtfertigung kann irren, fäntemalen sie nicht allwissend ist, und Schein gar leichtlich trüget.“

Johann, tief bewegt, wollte dem Herzog danken; dieser deutete auf eine jungfräuliche Gestalt, die an ihrer Hand ein neß, stattliches junges Weib führte, an deren Brust ein schmerzendes Knäblein ruhte.

„Dankt der da,“ sagte der Herzog ernst, auf Maria deutend, „ohne diese würde es traurig geendet haben, aber Gott hat erleuchtet, daß sie den rechten Weg fand, der zum Heile führte.“

Johann schlug inzwischen die Augen auf und im nächsten Moment lag er beiden Frauen zu Füßen, die in Thränen

* Dieser Brief ist Wort für Wort historisch; wir geben ihn als Probe der Sprach- und Denkweise jener Zeit und haben nur die Orthographie modernisirt.

standen, unfähig ein Wort hervorzubringen. Auch er weinte, als er Weider Hände ergriff.

„Maria — mein Weib — mein Sohn!“ Das Kind schlug die Augen auf und lächelte, es griff mit den kleinen Händchen nach dem glänzenden, ehrlichen Degen des Vaters! — [2661]

Ein kühles Nest.

Novelle von Ivan Turgeniew.

(Fortsetzung.)

III.

Am andern Morgen erwachte Vladimir Sergeitsch ziemlich spät erst und fuhr, trotz aller Bemühungen Zpatow's, ihn zurückzuhalten, gleich nach dem gemeinsamen Thee und Frühstück im Speisezimmer, nach Hause, um das Ordnen seiner wirtschaftlichen Angelegenheiten fortzusetzen. Maria Pavlowna war beim Frühstück gegenwärtig gewesen, allein Vladimir Sergeitsch hatte nicht für nöthig befunden, sie über ihren nächtlichen Spaziergang zu befragen. Er gehörte zur Zahl derjenigen Menschen, denen es schwer fällt, sich zwei Tage nach einander denselben ungeordneten Gedanken und Vorfällen hinzugeben; man hätte wieder über Gedichte sprechen müssen, und die sogenannte „poetische“ Stimmung ermüdete ihn sehr bald. Er brachte die ganze Zeit bis zum Mittag auf den Feldern zu, als mit vielem Appetit, machte sein Schläfchen und nahm bei seinem Erwachen die Rechnungen des Gerichtshalters vor. Ehe er aber bis zum Ende der ersten Seite gekommen war, gab er Befehl, seinen Tarantas anzuspinnen, und fuhr nach Zpatow's. Auch die positiven Männer tragen offenbar kein steinernes Herz in der Brust und mögen sich eben so wenig langweilen, wie die übrigen einfachen Sterblichen.

Als er auf dem Damm gefahren kam, hörte er Musik und Gesang. Bei Zpatow im Hause sang man russische Lieder im Chor. Er fand die ganze Gesellschaft, die er am Morgen verlassen hatte, auf der Terrasse versammelt; alle, und auch Nadeschda Alexejewna, saßen im Kreise um einen braunen, schwarzhaarigen und schwarzäugigen Mann von 35 Jahren; er trug ein schwarzes Sammetjäckchen, ein rothes Tuch umgab nachlässig seinen Hals; er hielt eine Gitarre in der Hand. Dies war Peter Alexejewitsch Veretiew, der Bruder Nadeschda Alexejewna's. Als der Hausherr den Vladimir Sergeitsch erblickte, ging er ihm mit einem freudigen Ausruß entgegen, führte ihn zu Veretiew und stellte die Herren einander vor. Nachdem sie die üblichen Begrüßungsreden gewechselt, verbeugte sich Vladimir Sergeitsch achtmal vor der Schwester des Herrn Veretiew.

„Sie sehen,“ begann der Hausherr, „wir singen hier in ländlicher Weise, und Peter Alexejewitsch,“ fügte er auf diesen weisend hinzu, „ist unser Vorsänger — und was für einer! Sie sollen es gleich hören.“

„Das ist ja sehr angenehm,“ erwiderte Vladimir Sergeitsch. „Wollen Sie nicht im Chore mit einstimmen?“ fragte ihn Nadeschda Alexejewna.

„Ich thäte es herzlich gerne, allein ich habe keine Stimme.“ „Das hat Nichts zu sagen! Sehen Sie, Jegor Kapitonitsch singt, und ich singe. Hier ist nur nöthig zu accompagniren. Sezen Sie sich nur zu uns; und Du, Bruder, fange an.“

„Was sollen wir denn jetzt singen?“ fragte Veretiew, in die Saiten der Gitarre greifend, sah dann plötzlich auf Maria Pavlowna, welche neben ihm saß, und sagte:

„Ich glaube, die Reihe ist an Ihnen.“

„Nein, singen Sie,“ erwiderte Maria Pavlowna. „Da ist: „Sinab längs der Mutter Wolga“,“ schlug Vladimir Sergeitsch vor.

„Nein, dieses Lied sparen wir zum Schluß auf,“ antwortete Veretiew und in die Saiten greifend stimmte er, die Töne lange hinausziehend, an: „Wenn die Sonne untergeht.“

Er sang gut, lebhaft und heiter. Sein männliches, ohnehin ausdrucksvolles Gesicht belebte sich noch mehr, wenn er sang; zuweilen zog er die Schultern hinauf, drückte plötzlich mit der flachen Hand auf die Saiten, streckte den Arm aus, warf die Haare zurück und blickte wie ein Falke umher. Er hatte in Moskau oft den berühmten Zia *) gesehen und ahmte ihm nach. Wie eine klingende Welle unterschied sich Maria Pavlowna's Stimme von den übrigen, sie riß die anderen Stimmen förmlich mit sich fort; aber allein wollte sie nicht singen, und Veretiew blieb Vorsänger bis zu Ende. Es wurden noch viele andere Lieder gesungen. — Mit dem Abend zog indessen ein Gewitter auf. Seit Mittag schon dampfte Alles, und in der Ferne grollte der Donner. Und jetzt fing eine Wolke, welche längst schon wie bleiern am Rande des Horizonts gelegen hatte, zu wachsen an und stieg über den Wipfeln der Bäume empor; in der schwülen Luft, die immer härter und stärker von dem nahenden Donner erdröhnte, machte sich eine Bewegung fühlbar; es erhob sich der Wind, rauschte wie ein Pfeisender Tone; ein unheimliches Dunkel zog über die Erde hin und vertrieb schnell den letzten Schimmer der Abendröthe; jetzt war es, als wenn dicke Wolken sich losrissen und am Himmel dahinjagten, es fing an zu regnen, die Blitze leuchteten roth, und der Donner rollte schwer und zornig.

„Wollen wir hineingehen,“ sagte Zpatow, „sonst könnten wir naß werden.“

Alle erhoben sich.

„Gleich,“ rief Veretiew. „Noch ein letztes Lied! Höri!“

„Ach, Ihr Schatten, meine Schatten, Meine neuen Schatten...“

„Sang er mit lauter Stimme, mit der ganzen Hand dabei rasch auf die Saiten der Gitarre schlagend. „Neue Schatten, Ahorn-Schatten,“ fiel der Chor, unwillkürlich fortgerissen, ein. Fast in demselben Augenblick goß der Regen in Strömen herab; aber Veretiew sang „Meine Schatten“ bis zu Ende. Zuweilen überlief von den Schlägen des Donners, klang das heitere Liedchen um so mitwilliger zu dem Tropfen und Prasseln des Regens. Endlich verklang der letzte Refrain des Chors, und lachend lief die ganze Gesellschaft in den Salon. Die Freunde der kleinen Schwester Zpatow's war besonders laut, als sie die Regentropfen von ihren Kleidern schüttelten. Aus Vorsicht schloß Zpatow Thür und Fenster und wurde deshalb von Jegor Kapitonitsch belobt, indem dieser bemerkte, daß auch Matriona Markowna während eines Gewitters stets Alles schließen lasse, weil die Electricität in einem leeren Zwischenraum freier wirke. Bodrja-

low sah ihm ins Gesicht, trat zur Seite und warf einen Stuhl um. Solche kleinen Unfälle pflegten ihm unaufhörlich zu widerfahren.

Das Gewitter zog schnell vorüber. Thüren und Fenster wurden von neuem geöffnet, und die Zimmer erfüllten sich mit feuchtem Dufte. Es wurde der Thee gebracht, und nachdem er eingenommen war, setzten sich die beiden Alten wieder an den Kartentisch, und Ivan Iljitsch gesellte sich, wie gewöhnlich, zu ihnen. Vladimir Sergeitsch wollte zu Maria Pavlowna treten, welche mit Veretiew am Fenster saß; allein Nadeschda Alexejewna rief ihn zu sich und verwickelte ihn sofort in ein eifriges Gespräch über Petersburg und das Leben daselbst. Sie griff es an, und Vladimir Sergeitsch vertheidigte es. Es war, als wenn Nadeschda Alexejewna ihn an ihrer Seite festhalten wollte.

„Worüber streiten Sie?“ fragte Veretiew, aufstehend und sich ihnen nähernd.

„Zimmer über Petersburg,“ antwortete Nadeschda Alexejewna. „Vladimir Sergeitsch kann es nie genug rühmen.“

„Es ist wahr, die Stadt ist schön,“ bemerkte Veretiew, „aber meiner Ansicht nach ist es überall schön. Bei Gott! Wo es zwei — drei Frauen und — verzeihen Sie meine Offenheit — Wein gibt, da bleibt dem Menschen wirklich Nichts zu wünschen übrig.“

„Das nimmt mich Wunder,“ sprach Vladimir Sergeitsch, „sind Sie denn in der That der Meinung, es gäbe für einen gebildeten Menschen —“

„Vielleicht, ich gebe es zu,“ unterbrach ihn Veretiew, der bei aller Höflichkeit die Gewohnheit hatte, die Anderen nicht ausreden zu lassen, „allein, das schlägt nicht in mein Fach, ich bin kein Philosoph.“

„Ich bin es auch nicht,“ erwiderte Vladimir Sergeitsch, „und wünsche es auch durchaus nicht zu sein; aber hier handelt es sich ja um etwas ganz Anderes.“

Veretiew blickte zerstreut auf seine Schwester; diese beugte sich lächelnd zu ihm hin und flüsterte ihm halblaut zu: „Petruscha, Seele! Du solltest 'mal Jegor Kapitonitsch darstellen! bitte!“

Und Veretiew's Gesicht verwandelte sich im Augenblick und bekam, wer weiß durch welches Wunder, Aehnlichkeit mit dem Gesichte Jegor Kapitonitsch's, obgleich sonst die Züge des Einen mit denen des Anderen durchaus Nichts gemein hatten, und obgleich Veretiew kaum die Nase rümpfte und die Mundwinkel hängen ließ.

„Freilich,“ fing er an mit einer Stimme zu lächeln, welche der Stimme Jegor Kapitonitsch's außerordentlich gleich, „ist Matriona Markowna eine sehr strenge Dame in Bezug auf die Manieren; dafür ist sie aber eine musterhafte Gattin. Aber, was ich auch sage —“

„Die Virgulen'schen Damen erfahren Alles,“ unterbrach ihn Nadeschda Alexejewna mit kaum verhaltenem Lachen.

„Am folgenden Tage ist ihnen Alles bekannt,“ antwortete Veretiew mit einer so drolligen Grimasse und einem so verlegenen, schiefen Blick, daß selbst Vladimir Sergeitsch auflachen mußte. „Ich sehe, Sie haben ein großes Nachahmungstalent,“ sagte er.

Veretiew fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, und seine Züge nahmen wieder ihren gewöhnlichen Ausdruck an; Nadeschda Alexejewna aber rief:

„D ja, er versteht einem Jeden nachzuspotten, dem er will. Er ist ein Meister darin.“

„Würden Sie z. B. auch mich darzustellen verstehen?“ fragte Vladimir Sergeitsch.

„Warum nicht?“ erwiderte Nadeschda Alexejewna. „Das versteht sich.“

„Ach, ich bitte Sie, stellen Sie mich dar,“ sprach Vladimir Sergeitsch zu Veretiew gewandt, „ich bitte Sie darum; ohne Ceremonien.“

„Und Sie haben ihr auch geglaubt?“ antwortete Veretiew, das eine Auge kaum merkbar zudrückend und seiner Stimme den Ton von Astachow's Stimme verleihend, aber so vorsichtig und leicht, daß Nadeschda Alexejewna allein es bemerkte und sich in die Lippen biß. „Ich bitte, glauben Sie ihr doch nicht; sie wird Ihnen noch ganz andere Dinge von mir erzählen.“

„Und wenn Sie wüßten, was er für ein Schauspieler ist,“ nahm Nadeschda Alexejewna wieder das Wort, „er spielt alle erdenklichen Rollen. Und so vortrefflich! Er ist unser Regisseur, unser Souffleur und Alles, was Sie wollen. Schade, daß Sie so bald abreisen.“

„Schwester, Deine Parteilichkeit für mich macht Dich blind,“ sagte er mit wichtiger Stimme, aber immer mit demselben Anflug. „Was wird Herr Astachow von Dir denken? Er wird Dich für eine Provinzialin halten.“

„Erbarmen Sie sich,“ wollte Vladimir anfangen.

„Petruscha, weißt Du was?“ warf Nadeschda Alexejewna ein, „bitte, mache, wie ein betrunkenen Mensch durchaus nicht sein Tuch aus der Tasche nehmen kann; oder nein, zeige lieber, wie ein Knabe eine Fliege am Fenster fängt, und sie unter seinen Fingern summt.“

„Du bist ein rechtes Kind,“ erwiderte Veretiew.

Er stand indessen auf und an das Fenster tretend, an welchem Maria Pavlowna saß, begann er mit der Hand auf der Scheibe herumzufahren und darzustellen, wie ein Knabe eine Fliege fängt. Die Natürlichkeit, mit welcher er ihr klagendes, abgebrochenes Summen nachmachte, war wirklich staunenswerth. Es war, als wenn wirklich eine Fliege zwischen seinen Fingern umherflöge. Nadeschda Alexejewna lachte, und allmählig fingen Alle zu lachen an. Nur Maria Pavlowna's Gesichtsausdruck änderte sich nicht, ihre Lippen bewegten sich nicht; sie sah mit niedergeschlagenen Augen. Endlich erhob sie dieselben ernst auf Veretiew und murmelte zwischen den Zähnen:

„Welch' eine Liebhaberei, sich zum Narren zu machen!“

Veretiew verließ sogleich das Fenster, stand einen Augenblick mitten im Zimmer, trat auf die Terrasse hinaus und von dort in den Garten; es war bereits ganz dunkel geworden.

„Wie unterhaltend Peter Alexejewitsch ist!“ rief Jegor Kapitonitsch und schlug, weit ansholend, ein fremdes Aß mit Trumpp Sieben, „ein rechter Spaßmacher!“

Nadeschda Alexejewna erhob sich, trat hastig zu Maria Pavlowna und fragte sie halblaut:

„Was hast Du dem Bruder gesagt?“

„Nichts,“ erwiderte diese.

„Wie, Nichts? Das kann nicht sein.“

Und nach einer kleinen Weile sagte Nadeschda Alexejewna: „Komm!“ nahm Maria Pavlowna bei der Hand und nöthigte sie, aufzustehen und mit ihr zusammen in den Garten zu gehen. Vladimir Sergeitsch blickte den beiden Mädchen nicht ohne

Bewunderung nach. Ihre Abwesenheit dauerte übrigens nicht lange; in einer Viertelstunde kehrten sie zurück, und Peter Alexejewitsch trat mit ihnen zusammen ins Zimmer.

„Welch' eine herrliche Nacht!“ rief Nadeschda Alexejewna hereintretend. „Wie schön ist es im Garten!“

„Ach, apropos,“ sagte Vladimir Sergeitsch, „darf ich erfahren, ob Sie es waren, Maria Pavlowna, die ich vorige Nacht im Garten sah?“

Maria Pavlowna sah ihm schnell in die Augen.

„So weit ich unterscheiden konnte, declamirten Sie Puschkin's Antschar.“

Veretiew's Antlitz verfinsterte sich und sah ebenfalls auf Astachow.

„Ich bin es gewesen,“ sagte Maria Pavlowna, „aber ich declamirte Nichts; ich declamire nie.“

„Vielleicht — mir schien es so,“ fing Vladimir Sergeitsch an, „doch —“

„Es schien Ihnen so,“ sprach Maria Pavlowna kalt.

„Was ist das für ein Antschar?“ fragte Nadeschda Alexejewna.

„Sie kennen ihn nicht?“ fragte Astachow. „Ein Gedicht Puschkin's. Auf kurzem, dürrer Boden, erinnern Sie sich nicht?“

„Dunkel... Dieser Antschar ist ein Giftbaum?“

„Ja.“

„Wie die Daturen. — Erinnerst Du Dich, Mascha, wie schön die Daturen mit ihren langen, weißen Blüten im Mondschein auf unserem Balcon waren? Erinnerst Du Dich, wie sich aus ihnen ein so süßer, einischmeichelnder, verrätherischer Duft ergoß?“

„Ein verrätherischer Duft!“ rief Vladimir Sergeitsch.

„Ja, verrätherisch. Worüber wundern Sie sich? Er ist verlockend, soll aber gefährlich sein. Warum kann das Böse verlocken? Das Böse sollte nicht schön sein.“

„Oh, welche philosophischen Anschauungen!“ bemerkte Peter Alexejewitsch. „Wohin haben wir uns von dem Gedichte entfernt!“

„Ich sagte gestern Maria Pavlowna dieses Gedicht her, und es gefiel ihr außerordentlich,“ warf Vladimir Sergeitsch ein.

„Ach, lassen Sie es mich auch hören, bitte!“ rief Nadeschda Alexejewna.

„Sehr gerne.“

Und Astachow wiederholte den „Antschar“.

„Zu schwülstig,“ sagte Peter Alexejewitsch, sobald der Andere geendigt hatte.

„Das Gedicht zu schwülstig?“

„Nein, nicht das Gedicht. Verzeihen Sie, mir scheint, Sie hätten es einfacher sprechen sollen. Die Handlung spricht für sich; ich kann mich übrigens irren.“

„Nein, Du irrst nicht,“ sagte Nadeschda Alexejewna gedehnt. „Nun ja, freilich! ich bin in Deinen Augen ein Genie, ein begabter Mensch, der Alles könnte, wenn ihn nicht unglücklicher Weise die Faulheit daran hinderte. Nicht wahr?“

Nadeschda Alexejewna schüttelte nur den Kopf.

„Ich streite nicht mit Ihnen, Sie müssen das besser wissen,“ bemerkte Vladimir Sergeitsch etwas verdrießlich, „das schlägt nicht in mein Fach.“

„Ich habe mich geirrt, verzeihen Sie,“ sagte hastig Veretiew. Unterdessen hatten die Spielenden ihre Partie beendet.

„Ach,“ sagte Zpatow, aufstehend, „beinahe hätte ich es vergessen, Vladimir Sergeitsch! Ein benachbarter Gutsbesitzer, ein vortrefflicher, achtungswerther Mann, Altin, Gabriel Stephanowitsch, hat mich beauftragt, Sie zu bitten, ob Sie ihm nicht die Ehre erzeigen wollen, seinen Ball zu besuchen; d. h. ich sage Ball um der Schönheit der Redeweise willen; aber es ist eine Abendgesellschaft mit Tanz, ganz ohne Ceremonie. Er wäre natürlich selbst zu Ihnen gekommen, fürchtete aber Sie zu stören.“

„Ich bin dem Herrn Gutsbesitzer wirklich sehr dankbar,“ erwiderte Vladimir Sergeitsch, „aber ich muß durchaus reisen.“

„Aber wann meinen Sie denn, daß der Ball sein werde?“ Er soll ja morgen schon stattfinden. Es ist morgen der Namensstag von Gabriel Stephanowitsch. Ein Tag länger macht ja keinen großen Unterschied, und Sie würden ihn so sehr erfreuen! Es ist nur zehn Werst von hier; wir wollen Sie hinbringen, wenn Sie erlauben.“

„Ich weiß wirklich nicht,“ zögerte Vladimir Sergeitsch.

„Fahren Sie hin?“

„Mit meiner ganzen Familie! Und Nadeschda Alexejewna und Peter Alexejewitsch ebenfalls; wir fahren Alle!“

„Sie können mich, wenn Sie wollen, gleich jetzt zur fünften Française engagiren,“ bemerkte Nadeschda Alexejewna. „Die ersten vier sind bereits vergeben.“

„Sie sind sehr liebenswürdig. Sind Sie zur Mazurka engagirt?“

„Zu? Lassen Sie mich nachdenken... nein, ich glaube, ich bin nicht engagirt.“

„Zu diesem Falle, wenn Sie so gut sein wollen, möchte ich die Ehre haben —“

„Also Sie fahren. Vortrefflich. Sehr gerne.“

„Bravo!“ rief Zpatow. „Wahrscheinlich, Vladimir Sergeitsch, Sie thun uns einen großen Gefallen. Gabriel Stephanowitsch wird ganz außer sich vor Freude sein. Nicht wahr, Ivan Iljitsch?“

Ivan Iljitsch hätte gern seiner Gewohnheit nach seine Meinung vertheidigen, hielt es jedoch für angemessen, einen zustimmenden Laut von sich zu geben.

„Was kam Dir doch in den Sinn,“ sagte eine Stunde später Peter Alexejewitsch zu seiner Schwester, welche neben ihm in der leichten Tarataika saß, die er selbst futschirte, „was kam Dir doch in den Sinn, Dich diesem Saucertopfe zur Mazurka aufzudrängen?“

„Ich habe meine eigenen Pläne dabei,“ erwiderte Nadeschda Alexejewna.

„Darf man fragen, was für Pläne?“

„Das ist mein Geheimniß.“

„Dho!“

Und er gab dem Pferde, welches die Ohren spitzte, schnaubte und sich zu bäumen anfing, einen leichten Schlag mit der Peitsche. Der Schatten eines großen Bohnenbaumes, der auf den schwach vom Monde beschienenen Weg fiel, hatte es schon gemacht.

„Und Du tanzt mit Mascha?“ fragte Nadeschda Alexejewna ihrerseits den Bruder.

„Ja,“ antwortete er gleichgiltig.

„Ja, ja!“ sagte Nadeschda Alexejewna vorwurfsvoll. „Ihr Männer,“ fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort, „seid wahrhaftig nicht werth, daß Euch ein rechtes Mädchen liebt.“

*) Ein Bienenwächter.

„Meinst Du? Nun, aber jener Petersburger, der Sauertopf, ist der es werth?“
 „Eher, als Du.“
 „So ist's recht.“ Und Peter Alexejewitsch sagte seufzend: „Du lieber Gott! wie schwer hat es der Bruder einer erwachsenen Schwester!“
 Nadeschda Alexejewna lachte auf.
 „Ich mache Dir nicht viel Mühe, das muß man gestehen. Aber ich habe meine schwere Noth mit Dir.“
 „In welcher Beziehung denn?“
 „Ein Ausdruck der Trauer zog über Nadeschda Alexejewna's Gesicht.“
 „Du weißt es selbst,“ sagte sie leise.
 „Ah, ich verstehe! Aber, was ist dabei, Nadeschda Alexejewna? Ich trinke nun einmal gerne ein Gläschen mit einem guten Freunde! Bin eben ein sündiger Mensch und liebe das.“
 „Ich bitte Dich, Bruder, sprich nicht so! Darüber ist nicht zu scherzen.“
 „Tram—tram—tam—pum!“ murmelte Peter Alexejewitsch zwischen den Zähnen.
 „Es ist Dein Verderben — und Du scherzest!“
 „Chlopets seje shito . . .“ stimmte Peter Alexejewitsch mit lauter Stimme an, dem Pferde einen Schlag mit dem Zügel gebend, daß es im schnellen Trabe dahinflief.

IV.

Nach Hause zurückgekehrt, kleidete Veretiew sich gar nicht aus; zwei Stunden später — die Morgenröthe stieg eben erst am Himmel auf — hatte er das Haus bereits verlassen.
 Auf halbem Wege zwischen seiner Besitzung und Spatowka befand sich ein junges Birkenwäldchen hart am steilen Abhange einer breiten Schlucht. Die jungen Bäumchen standen sehr gedrängt, es war noch nie ein Beil an ihre schlanken Stämme gelegt worden; ihre feinen Blätter warfen einen dichten Schatten auf das weiche, feine Gras, welches ganz bunt war von den gelben Köpfchen der Ranunkeln, den weißen Punkten der Maiblümchen und den rothen Kreuzchen der Nelken. Die unlängst erst aufgegangene Sonne übergoß das ganze Wäldchen mit einem mächtigen, doch nicht grellen Lichte. Alles bligte von Thau, und zuweilen strahlten große Tropfen in einem hellen, rothen Feuer. Alles athmete Frische, Leben und jenen unschuldigen Triumph des ersten frühen Morgens, wo die Welt so licht und doch so still! Dann und wann nur hörte man die Stimme einer Lerche über den entfernten Feldern, und im Wäldchen selbst fingen zwei, drei Vögelchen langsam, in kurzen Bruchstücken zu singen an und horchten dann gleichsam auf, wie ihnen ihr Liedchen wohl gelungen sein möge. Die nasse Erde hauchte einen gesunden, starken Geruch aus, und die leichte, reine Luft ergoß sich in frischen Wellen.

Witten auf einer kleinen Waldlichtung unweit der Schlucht, saß Veretiew auf seinem ausgebreiteten Mantel; an eine Birke gelehnt, stand Maria Pawlowna, mit auf dem Rücken gekreuzten Händen, neben ihm.

Sie schwiegen Beide. Maria Pawlowna schaute unverrückt in die Ferne; eine weiße Schürze war von ihrem Kopfe auf die Schultern herabgeglitten; ein aufsteigender Wind bewegte und hob die Enden ihrer eilig geordneten Haare. Veretiew saß gebückt und schlug mit einem Nestchen auf das Gras.

„Also,“ fing er endlich an, „Sie zürnen mir?“

Maria Pawlowna antwortete nicht.

Veretiew sah sie an.

„Mascha, Sie zürnen?“ wiederholte er.

Maria Pawlowna warf einen slüchtigen Blick auf ihn, wandte sich ab und antwortete: „Ja.“

„Warum?“ fragte er, das Nestchen fortwerfend.

Maria Pawlowna antwortete wieder nicht.

„Sie haben übrigens in der That ein Recht mir zu zürnen,“ fing Veretiew nach einem kurzen Schweigen wieder an, „Sie müssen mich nicht nur für einen leichtsinnigen Menschen halten, sondern —“

„Sie verstehen mich nicht,“ unterbrach ihn Maria Pawlowna, „ich zürne Ihnen nicht um meinethwillen.“

„Und weshalb denn?“

„Um Ihrer selbst willen.“

Veretiew hob den Kopf und lächelte.

„Ah! ich verstehe,“ sagte er, „wieder, wieder fängt Sie der Gedanke an zu beunruhigen, warum ich Nichts aus mir mache! Wissen Sie, Mascha, Sie sind ein wunderbares Geschöpf. Bei Gott! Sie haben so viel Sorge um Andere und so wenig um sich selbst. In Ihnen ist auch keine Spur von Egoismus, das steht fest. Ein zweites Mädchen wie Sie gibt es auf der Welt nicht. Eins nur ist betrübend; ich verdiene wahrhaftig Ihre Anhänglichkeit nicht! Ich sage das in vollem Ernste.“

„Um so schlimmer für Sie. Sie fühlen es und thun dennoch Nichts!“

Veretiew lächelte wieder.

„Mascha, ziehen Sie Ihre Hand hinter dem Rücken hervor, geben Sie mir Ihre Hand,“ sagte er mit liebender, einschmeichelnder Stimme.

Maria Pawlowna zuckte nur mit den Schultern.

„Geben Sie mir Ihre hübsche, ehrliche Hand, ich möchte sie zart und ehrfurchtsvoll küssen.“

Und Veretiew näherte sich Maria Pawlowna.

„Lassen Sie das!“ sprach Maria Pawlowna. „Sie lachen und scherzen immer und werden Ihr ganzes Leben verderben!“

„Hm! mein ganzes Leben verderben! Ein neuer Ausdruck! Sie haben doch, hoffe ich, das Wort scherzen in seinem eigentlichen Sinne gebraucht, Maria Pawlowna?“

Maria Pawlowna zog die Augenbrauen zusammen.

„Lassen Sie das, Veretiew,“ wiederholte sie.

„Das Leben verderben,“ fuhr Veretiew fort, indem er aufstand. „Sie aber richten sich noch schlechter ein, Sie verdüstern Ihr ganzes Leben. Wissen Sie, Mascha, Sie erinnern mich an eine Stelle des Buchstinken Don Juan. Sie haben den Don Juan nicht gelesen?“

„Nein.“

„Ich hatte vergessen, daß Sie keine Gedichte lesen. Da erhält eine gewisse Laura Besuch; sie scheidt Alle fort und bleibt mit Carlos allein. Sie treten Beide auf den Balcon hinaus. Die Nacht ist wunderschön; Laura freut sich ihrer; Carlos aber fängt plötzlich an, ihr zu beweisen, daß sie mit der Zeit altern werde.“

„Nun,“ antwortet Laura, „in Paris ist jetzt vielleicht Frost und Regen: hier bei uns aber duftet die Nacht nach Lorbeer und Orange.“ — Warum der Zukunft vorgreifen? Sehen Sie sich

um, Mascha, ist es nicht auch hier wunderschön? Sehen Sie, wie Alles sich des Lebens freut, wie Alles jung ist! Und sind wir selbst denn nicht auch jung?“

Veretiew näherte sich Maria Pawlowna. Sie rückte nicht weiter fort, wandte ihm aber den Kopf nicht zu.

„Lächeln Sie, Mascha,“ fuhr er fort, „aber mit Ihrem guten Lächeln, nicht mit dem spöttischen. Ich habe Ihr gutes Lächeln so gerne! Schlagen Sie Ihre stolzen, strengen Augen auf. Warum wenden Sie sich denn ab? Reichen Sie mir doch wenigstens Ihre Hand.“

„Ach, Veretiew,“ begann Maria Pawlowna, „Sie wissen, ich verstehe nicht zu sprechen. Sie haben mir von jener Laura erzählt; aber sie war ja eine Frau. Es ist verzeihlich, wenn wir Frauen nicht an die Zukunft denken.“

„Wenn Sie sprechen, Mascha,“ erwiderte Veretiew, „so erwöhnen Sie fortwährend aus Eigenliebe und Schamhaftigkeit, und das Blut ergießt sich in rother Fluth in Ihre Wangen; ich liebe das schrecklich an Ihnen.“

Maria Pawlowna sah Veretiew gerade ins Auge.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie und warf sich die Schürze über den Kopf.

Veretiew hielt sie zurück.

„Warum? warum? Bleiben Sie noch!“ rief er. „Nun, was wollen Sie denn? Befehlen Sie! Wollen Sie, daß ich in den Dienst trete oder Landwirth werde? Wollen Sie, daß ich Romanzen mit Guitarenbegleitung herausgebe oder eine Sammlung von Gedichten mit Zeichnungen drucken lasse? Soll ich Maler, Bildhauer, Seiltänzer werden? Ich will Alles, Alles thun, was Sie befehlen, wenn Sie nur mit mir zufrieden sind! Gewiß, Mascha! Glauben Sie mir!“

Maria Pawlowna sah ihn wieder an.

„Sie thun das Alles nur in Worten, nicht in der That. Sie sagen, daß Sie mir folgen —“

„Nun freilich folge ich Ihnen.“

„Sie behaupten, mir zu folgen, und wie oft habe ich Sie gebeten —“

„Um was denn?“

Maria Pawlowna stockte.

„Keinen Wein zu trinken,“ sprach sie endlich.

Veretiew lachte auf.

„Oh! Mascha, Mascha! Auch Sie weisen dorthin! Auch meine Schwester betrübt sich deshalb. Erstens aber bin ich gar kein Trunkenbold, und zweitens — wissen Sie denn, weshalb ich trinke? Betrachten Sie einmal jene Lerche dort. Sehen Sie, wie kühn sie ihren kleinen Körper lenkt; wohin sie möchte, dahin schwingt sie sich empor. Jetzt ist sie in die Lüfte gestiegen und jetzt hat sie sich wieder zur Erde fallen lassen und sie jauchzt vor Freude, hören Sie es? Nun, sehen Sie, Mascha, ich trinke, um dieselben Empfindungen zu haben, wie jene Lerche dort — mich hinzuworfen, wohin ich will, hinzufiegen, wohin es mir einfällt . . .“

„Aber weshalb denn das?“ unterbrach ihn Mascha.

„Wie, weshalb? Warum sollte man denn sonst leben?“

„Und ist denn das ohne Wein nicht möglich?“

„Nein, es ist unmöglich. Wir sind Alle verdorbene, gebrochene Menschen. Die Leidenschaft — sie bringt dieselbe Wirkung hervor. Darum liebe ich Sie eben.“

„Wie den Wein — danke schön!“

„Nein, Mascha; ich liebe Sie nicht wie den Wein. Warten Sie, das werde ich Ihnen schon einmal beweisen, wenn wir verheirathet sind und zusammen ins Ausland reisen. Wissen Sie, ich denke schon im Voraus daran, wie ich Sie vor die Venus von Melos führen werde. . . . Da werde ich wahrhaftig sagen können: „Da steht sie mit dem ersten Auge vor der Milonischen Venus — es sind ihrer zwei, und der Marmor leidet durch den Vergleich mit ihr. . . . Was ist es, daß ich heute so poetisch gestimmt bin? Dieser Morgen muß es sein, der mich so stimmt. Welch' eine köstliche Lust! Es ist, als tränke man Wein.“

„Wieder Wein,“ bemerkte Maria Pawlowna.

„Nun freilich! Solch' ein Morgen, und Sie bei mir, und da sollte man sich nicht berauscht fühlen! Mit dem ersten Auge.“

„Ja,“ fuhr Veretiew fort, Maria Pawlowna unverwandt ansehend, „so ist es. Aber ich erinnere mich doch, daß ich, wenn auch selten nur, jene dunklen, prachtvollen Augen habe zärtlich blicken gesehen! Und wie schön waren sie da! Wenden Sie sich nicht ab, Mascha, lächeln Sie doch nur einmal — zeigen Sie mir wenigstens ein heiteres Auge, wenn Sie mich auch keines zärtlichen Blickes würdigen wollen.“

„Hören Sie auf, Veretiew,“ sagte Maria Pawlowna. „Lassen Sie mich; ich muß nach Hause.“

„Ich werde Sie schon zum Lachen bringen,“ warf Veretiew ein. „Bei Gott, ich werd' es. Oh! ganz Recht! Sehen Sie, dort läuft ein Hase . . .“

„Wo?“ fragte Maria Pawlowna.

„Dort, auf dem Haserfelde jenseit der Schlucht. Es hat ihn wohl Jemand erschreckt; sonst pflügen sie am Morgen nicht umher zu laufen. Wollen Sie, ich bringe ihn gleich zum Stehen?“

Und Veretiew pffif laut. Der Hase setzte sich sogleich, spitzte die Ohren, schlug die Beine unter, fing an zu kauen und schnupperte in der Luft umher. Veretiew hockte sich nieder wie der Hase, begann die Nase zu bewegen, zu schnuppern und zu kauen wie er. Der Hase fuhr sich ein paar Mal mit den Pfötchen über die Schnauze, schüttelte sich — sie waren wohl naß vom Thau — steifte die Ohren und lief weiter. Veretiew rieb sich die Wangen mit den Händen, schüttelte sich . . . Maria Pawlowna hielt sich nicht länger und lachte laut.

„Bravo!“ rief Veretiew und sprang auf. „Bravo! Das ist es eben: Sie sind so gar nicht kokett. Wenn irgend ein Modesträulein solche Zähne hätte wie Sie — sie würde ewig lachen. Aber, darum liebe ich Sie eben, Mascha, weil Sie keine Modedame sind, weil Sie nicht ohne Noth lachen, keine Handschuhe an Ihren Händen tragen, die man darum so gerne küßt, weil sie verbrannt sind, und man ihnen die Kraft anfühlt. . . . Ich liebe Sie, weil Sie nicht zärtlich schelten, weil sie stolz und schweigsam sind, keine Bücher lesen, keine Gedichte lieben —“

„Wollen Sie, so sage ich Ihnen aber doch ein Gedicht her?“ unterbrach ihn Maria Pawlowna, mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Gesichtes.

„Ein Gedicht?“ fragte Veretiew erstaunt.

„Ja, ein Gedicht, dasselbe, welches der junge Mann aus Petersburg mir vorgestern hergeschickt hat.“

„Wieder der Antichar?“ — So haben Sie es wirklich gestern Nacht im Garten declamirt? Das paßt für Sie. — Gefällt es Ihnen denn aber wirklich so sehr?“

„Ja, es gefällt mir.“

„Schön, sagen Sie es her.“
 Maria Pawlowna wurde verlegen. —
 „Sprechen Sie es, sprechen Sie es!“ bat Veretiew.
 Maria Pawlowna begann. Veretiew stellte sich vor sie hin, kreuzte die Arme auf der Brust und horchte auf. Bei der ersten Strophe erhob Maria Pawlowna die Augen zum Himmel, sie wollte Veretiew's Blicken nicht begegnen; sie sprach es mit ihrer weichen, gleichmäßigen Stimme, welche an die Töne eines Violoncell's erinnerte; als sie aber zu der Strophe kam:

„Und es starb der arme Slave,
 Zu den Füßen des unüberwindlichen Herrschers!“
 da erbehte ihre Stimme, die schönen, unbeweglichen Brauen hoben sich — fast möchten wir sagen einfältig wie bei einem kleinen Mädchen, und ihre Augen blieben mit unwillkürlicher Ergebenheit auf Veretiew's Augen.

Er warf sich ihr zu Füßen und umschloß ihre Kniee.
 „Ich bin Dein Sklave!“ rief er aus, „ich liege zu Deinen Füßen, Du meine Beherrscherin, meine Göttin, meine stierängige Herr, meine Mado . . .“

Maria Pawlowna wollte ihn von sich stoßen; aber ihre Hände blieben in seinen krausen Locken stecken, und mit einem verlegenen Lächeln senkte sie den Kopf auf die Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nichte des Cardinals.

Von Emile Maria Vacano.

Die Nichte des Cardinals! Sie ist von ihm so unzertrennlich wie sein Carmoisingewand.

Ein Cardinal ohne Nichte ist, glaube ich, noch nicht dagewesen. Denn der Cardinal steigt selten aus reicher souveräner Familie in sein Priesteramt. Der Cardinal stammt oft, ja meist aus einer verarmten adeligen Familie, welche auf ihn nicht nur die Hoffnung einer Seligkeit im Jenseits, sondern häufig oder immer auch einer Beförderung der Geschwister im Diesseits setzt.

Der Cardinal ist meist ein Mann, welcher dem eigenen Glücke entsagt hat, um des Glückes geliebter Personen willen.

Die Nichte des Cardinals hieß Maria Albieri. Es ist dies ihr wirklicher Name, denn ich erzähle eine wirkliche Geschichte. Maria Albieri war die Enkelin des Marchese Albieri, dessen Familie einst die schönen und reichen Städte Albero, Tancano und Xeruzzinto besessen hatte. Aber das Geschlecht war mit dem Reichthume zu lebensfroh geworden: seine Agnaten spielten zuerst an den kleinen Höfen Italiens und im Jahrhundert darauf an den großen Höfen Europa's ihre Rolle, und so war es gekommen, daß im 18. Jahrhundert Filippo Gritti Moissio Gonzaga Albieri auf einem Bauerngute saß und hungerte. Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn wurde mit 14 Jahren Glebe des Vatican's und Geistlicher; die Tochter verheirathete er mit einem armen Künstler. Dann starb er.

Er starb schwer: ein Sohn im Kloster, und eine Tochter im Glend. Es gibt keine Trauer derjenigen der Eltern gleich, welchen auf ihrem Sterbebette eine hilflose, unbeschützte Hand um die Wange schmeichelt.

Der Sohn Filippo Albieri's wurde mit den Jahren Cardinal. Seine Schwester, die bei der Geburt eines Mädchens gestorben, und sein Schwager, der an gekränktem Ehrgeiz zu Grunde gegangen war, hatten ihm eine Nichte hinterlassen.

Diese arme, hilflose Nichte machte ihn erst zum echten Cardinal. Er gab sie in ein Nonnenkloster zur Erziehung. Nachdem sie groß und schön geworden, wollte er nicht, daß sie den Schleier nehme, wie er die Tonsur genommen hatte, und so nahm er sie zu sich.

Sie war stets heiter, froh und kindlich. Der alternde Mann hatte seine Freude an ihr. Sie lernte ihm zu Liebe die lateinischen Responsorien: denn der Cardinal hielt viel darauf. Menschen, die dem Glück hienieden entsagt haben, pflegen es mit ihren Verpflichtungen gegen den Vergelter droben genau zu nehmen. Auch lernte sie ihm zu Liebe tarocco spielen und endlich Schach. Ein Neffe des damaligen Papstes fürhte eine herzliche Neigung für den guten alten Cardinal in seinem jungen Herzen und besuchte ihn oft. Er liebte den frohsinnigen Greis.

Flario Ganganelli war — als Neffe des Papstes — ein beneideter und gehafter, harmloser junger Mann. Er war ein großer Freund von Obstzucht, Gartenbau und von Bildern, ein echt italienisches, sorgloses Gemüth. Er war weder habgierig noch ehrgeizig. Er schlug nie eine Fliege todt und besuchte allwöchentlich das Hospital, um die Kranken auszufragen, was für ein Trost ihren verlassenen Lieben gebracht werden könne. Es war dies ein Vertrauensamt, welches er sich seit seiner Knabenzeit vom Onkel ausbedungen hatte.

Flario Ganganelli kam bald täglich in das Haus des Cardinals, seit er bei einem zufälligen officiellen Besuche erkannt hatte, welches ein ernstes Ding das Schachspiel sei. Denn Maria Albieri schaute nie vom Schachbrett auf, und der Cardinal frug seinen Gast mit ängstlicher Miene um Rath.

Doch gab es Tage, an welchen Flario verhindert war, zur Siesta zum Cardinal Albieri zu erscheinen. „Aber, Signore Flario,“ sagte dann der Cardinal am anderen Tage vorwurfsvoll, „aber, Signore Flario, warum sind Sie denn gestern nicht gekommen! Ich habe so wunderbar gesiegt.“ Denn Maria verlor an den Tagen, wo Flario ausblieb, regelmäßig.

Sie sagte also eines Tages traurig: „Ihr Ausbleiben bringt mir Unglück, Signore.“

Von da an fehlte Flario keinen Tag mehr.

Doch, es war seltsam: Maria's Glück verbesserte sich nicht. Sie verlor fortan auch, wenn Flario sich über ihren Stuhl neigte. Der Cardinal lachte zuerst wie ein Student über sein Glück. Aber nach vierzehn Tagen fing es an, ihn zu bedrückten. Kommt das Spieler-Glück so auffallend treu bleiben? Das geschieht nur vor großen Unglücksfällen als Zeichen vom Himmel. Oder war Maria so ungeschickt geworden? Aber sie war ja die perfecteste Schachspielerin des Vatican's . . .? Der Cardinal strich die Silbermünzen, die er von seiner Nichte gewann, immer nachdenklicher ein. Er lachte gar nicht mehr darüber, wenn er gewann. Eines Tages bemerkte er, daß sein „Schach der Königin“ spurlos an ihren Ohren verhallte. Maria schaute in die Höhe und lächelte. Wie kann man lächeln, wenn man verliert?

Der gute Cardinal folgte der Richtung ihrer Blicke und sah, daß Flario auf die besiegte Königin herabschaute, und sein Lächeln war wie ein Spiegelbild des ihrigen.

In den nächsten Tagen hatte der gute alte Herr sehr große Rheumatismschmerzen und sehr lange Unterredungen mit

Maria. Dann hatte er zwei, drei Unterredungen mit dem Papste, nicht nacheinander.

Der Papst liebte es, über wichtige Sachen im Freien zu reden. Er war ein gutschauender, freundlichster, sehr gehafter, herzenguter Mann.

Die Unkirchlichen haßten ihn, weil er der Papst war, als ob eine Person für eine Würde einstehen könnte! Der Clerus haßte ihn, weil er freigeistig war, aber die guten, selbstlosen, klarsiehenden Menschen liebten und verehrten ihn als einen Wohlthäter der Armen und einen Vater in jeder Lage, wo der Mensch eines väterlichen Schutzes und Trostes bedarf.

Der Papst und der Cardinal gingen in dem dickbuschigen, schauungsvollen und dennoch lichttriefenden Garten des Vatican's spazieren. Der Garten gehört eigentlich nicht mehr zum Schloße. Er entadelt sich halb zum Hofraume und halb zum freien Felde. Er hat Bogengänge und er endet außerhalb der Stadt (man muß durch viele Gäßchen gehn) in einer übelduftenden Wüste. Aber wer ein Herz für die Vergangenheit hat, der fühlt — daß diese Wüste einst zu dem Palaste gehört hat.

Jeder Leser dieser Geschichte hat einen Herrn von Rom erzählt gehört, welcher ganz genau Alles wußte, was die Schulbücher uns davon erzählen: er wußte, wann das Capitol gegründet worden sei, und wieviel eine Flasche Wein dort kostete, und wie „schön“ und „hoch“ die Peterskuppel sei, das wußte er auf einen Schuh zu berechnen — kurz, er wußte von Rom gerade das, was jeder Seemann davon zu erzählen weiß aus seinem Reisebuche.

Aber wer das bewohnte unhistorische Rom, das eigentliche Rom kennt, der weiß, daß es nicht aus italienischen Benennungen und nicht aus Bädeler'schen Noten besteht; sondern aus grünen, heiteren, unbeschreiblich sommerfreundlichen, tiefrothen, wehenden Büschen zwischen hinstämmenden, mit Steinfiguren überfüllten, stummen und gestorbenen Gemäuern.

Also, in diesem Hofgarten des alten Papsthauses, zwischen solchen wehenden, tiefrothglühenden Büschen gingen der Papst und der Cardinal spazieren. Zwei violettgekleidete Priester und hinter diesen Priestern zwei Diener folgten den beiden Greisen. „Es ist unmöglich, Albieri,“ sagte der Papst. „Nicht wahr, es ist unmöglich, Eure Heiligkeit?“ sagte der Cardinal. „Ja! Mein armer Flario ist verhaßt, weil ich ihm eine Apantage gebe, weil er meinen Namen führt, und weil ich ihn lieb habe. Um die Blume, die mein Neffe in meinem Garten pflückt, wird er beneidet, weil man sagt: sie sollte uns gehören, aber natürlich, der Neffe des Papstes darf das Volk bestehlen! Man haßt und beneidet ihn. Der arme Flario!“

„Und die arme Maria,“ sprach der Cardinal wehmüthig. „Man achtet auf jeden ihrer Schritte. Man schilt meine Selbstsucht, daß ich sie zu mir sperre in ihrer Jugend — denn man weiß ja nicht, daß sie, von einer rührenden Dankbarkeit geleitet, sich geschworen hat, mich nie zu verlassen bis zum Tode. Die Gräfin Sarini hat um sie förmlich für ihren Neffen werben wollen, welcher wohl der schlechteste Wüßling von Rom ist: aber die Nichte des Cardinals konnte ja froh sein, einen Titel zu bekommen. Die Nichte des Cardinals ist ja eine Abenteurerin, wie —“

„Wie der Neffe des Papstes ein Schmarozer ist.“ „Zawohl! Zawohl! Und die beiden armen Kinder lieben einander, Eure Heiligkeit. Aber dürfen wir sie glücklich machen?“ „Nein, das dürfen wir nicht, Albieri. Denn es hieße von mir, ich ziehe dich in meine Familie und in meine Interessen vor allen anderen Cardinälern. Man würde Dich anfeinden, man

würde denken, Du seiest mein Spion, meine Creatur, und man würde Dich unmöglich machen.“

„Und von Eurer Heiligkeit würde man sagen, daß Sie meine Nichte protegiren um Ihres Neffen willen, und daß es diesem „Schmarozer“ nicht genug sei, den Kirchenfürsten zu plündern, sondern daß er auch die Cardinäle für sich haben und sie regieren wolle durch mich, ihren Aeltesten und Ersten. Die armen Kinder können nicht glücklich werden.“

Die rothen Blüthen der Gebüsche erglüheten in tieferem Roth, wie die Sonne sank; sie flammten gleichsam auf, nachdem sie den ganzen Tag über nur geglimmt hatten. Die Purpurtinten der Sonne färbten selbst die grünen Blätter dunkelroth, und der rothe Talar Albieri's war wie ein dunkelglühender Streif in dieser Flammenatmosphäre des Abends. Nur der weiße Talar des Papstes blieb rosig und glänzend rein wie von Feuer angeschimierter Schnee.

Der Papst näherte sich dem Cardinal. „Albieri,“ sagte er leise, „ich glaube, es geht zu Ende mit mir.“

Albieri wußte dies. Er senkte das Haupt. „Es geht zu Ende mit mir. Der Beschluß ist schon gefaßt, meine ich, daß ich sterben soll. Ich habe zu viel Haß gegen mich. Ich wollte den Tempel säubern, und die vertriebenen Priester

seine Messen, lächelte dem Kirchenbedienten zu, machte seine Promenade gen Genzano am Arme seiner Nichte und huldigte dem neugewählten Papste.

Die Waffe entfiel den Händen der Spione. Cardinal Albieri war kindisch geworden.

Aber eines Tages fragte er seine Nichte während der Siesta-Stunde: „Maria, Du liebst Flario?“

Maria wurde zuerst roth und lachte; dann wurde sie sehr blaß und lachte: sie lachte immer, selbst wenn sie Thränen im Auge hatte. Letzteres war auch jetzt der Fall. Aber sie lachte und sagte:

„Ach Gott! . . .“ Und lachte wieder und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Flario verläßt Rom in einigen Tagen,“ sagte Albieri. „Was werdet Ihr dann anfangen?“

Maria sagte Anfangs Nichts. Dann lachte sie und nahm das Schachbrett und sagte mit einem raschen Kopfschütteln und zitternder Stimme: „Dann werde ich bei Dir bleiben, Onkel, und er, er wird mich vergessen.“ Damit fing sie an, die Figuren des Schachbrettes zu ordnen.

„Du könntest wohl seine kleine Frau werden, Marietta,“ sagte der Cardinal, indem er sich niedersetzte, „Ihr Beide seid nicht

arm; aber ich würde dann sehr in Verruf kommen, denn die Familie des verstorbenen Papstes ist verfehmt vom Vatican.“ „Ja, und — Du darfst nicht in Verruf kommen, Onkel!“ sagte Maria zögernd und zugleich wie fragend. „Denn Du bist ja so alt, kleiner, lieber, süßer Onkel!“ . . . Sie schwieg nach diesen Worten. Dann lachte sie leise und trüb, wie eine Blüthe Duft ausströmte im Sturmeswüthen, das ihren Kelch heranzerrt. Die Weiden saßen vor dem Schachbrette. Der gute Cardinal streckte seine Hand aus nach der ersten Figur: „Ich will Dir etwas sagen,“ lächelte er mit einem seltsamen Ausdrucke,

„wir werden jetzt eine Partie Schach spielen, nicht wahr? Gewinne ich, so bleibt Alles beim Alten. Gewinnst Du, so heirathest Du Flario Ganganelli. Willst Du?“

In diesem Augenblicke trat Flario ein. Er hatte schon dreimal Abschied genommen und wollte es noch öfter thun. „Neden Sie Nichts!“ rief ihm Albieri zu. „Stellen Sie sich zu uns, es gibt eine Kriegspartie!“

Flario stellte sich, den Hut in der Hand, hinter den Stuhl Maria's, die vor Glück erröthete. Wie gut der Onkel ist! dachte sie; er wird verlieren wollen! Denn er will uns glücklich machen um den Preis seiner Popularität. Aber wir wollen ihn so lieb haben dafür! Wir werden ihm alle Tage schreiben! Vielleicht auch wird er mit uns gehen — nach Firenze hinauf . . . oder nach Genova . . .

Der Cardinal legte seine Hand auf die erste Schachfigur. Es war todtenstille in dem siesta-warmen Zimmer. Der Cardinal rückte nicht sogleich mit der Figur. Er dachte bei sich: Wenn meine Nichte Flario's Gattin wird, gehören wir Beide zu der Familie des Verstorbenen; es wird dies meine Verurtheilung sein. Ich werde dann bald sterben. Laßt sehen, wie das Spiel steht. Mein geliebter Jugendfreund hat seine Aufgabe vollbracht und ist dann gestorben. Ich bin sein Helfershelfer gewesen in der Ausführung aller unserer Träume und bin jetzt eine werthlose, einsame Null — machtlos für das Gute. Wenn ich das Spiel verliere, komme ich zur Ruhe und finde ihn wieder im Jenseits, ich zuerst den Freund. Das lächelnde, verleumbete Mädchen und der treuherzige, verhaßte junge Mann aber werden glücklich sein — fern von hier, und frei . . . An seinen Augen zogen die Weingelände vorüber, welche die Hütte seiner Kindheit umrankt hatten. Er sah die Spielplätze seiner Jugend wieder. Dann dachte er, wie



Die Nichte des Cardinals. Zeichnung von W. Kögge.

stehen mit Pechfackeln in den Händen an den Pforten. Man wird mich nicht leben lassen. Aber ich habe gethan, was ich thun konnte, ich habe mein Werk vollendet! Albieri, Freund meiner Jugend! Erinnerst Du Dich, wie wir als junge Seminaristen von einer neuen Aera träumten, ehrlich und tollkühn? Ich bin dann Papst geworden, und Du Cardinal, aber wir sind Freunde geblieben. Ich habe meine Jugendträume ausgeführt, habe den Tempel gereinigt von Leuten, die in ihren schwarzen Soutanen einen Schatten auf die sonnige Bergpredigt warfen. Und ich bin verurtheilt.“

Albieri schwieg. Er durfte den Papst nicht umarmen, denn das Gefolge stand hinter den Büschen. Aber die Hände der beiden Greise fanden sich.

„Wenn Du fällst, falle ich auch,“ sagte Albieri leise. Die Sonne versank hinter den Umrissen der Gebäude — schnell — jählings — und ließ das geblendete Auge plötzlich in ein wirres Dunkel blicken.

Noch in derselben Nacht starb der Papst an einem Schlaganfall.

Die üblichen Ceremonien erfolgten. Sobald dieselben erfüllt waren, brach der Haß gegen den Verstorbenen los in der römischen Gesellschaft und er suchte sein Opfer in der Familie des Verstorbenen. Flario Ganganelli wurde höflichst erjucht, Reisen zu machen, „sein großes Vermögen erlaube ihm dies.“

Man wußte, Albieri sei der beste Freund des Verstorbenen gewesen, aber zum größten Erstaunen Aller war dieser gute alte Mann bei jenem Todesfalle ruhig wie nie zuvor. Er besuchte

er seinen verstorbenen Freund zum ersten Male getroffen hatte.

Die Hand des Cardinals legte sich auf die erste Figur und that einen Zug.

„Unselchen will verlieren! jubelte das Herz Maria's.

Der arme, gute alte Mann ist schon geisteschwach! dachte Florio.

Der Cardinal verlor die Partie. Noch in demselben Monate fand die Vermählung Florio Ganganelli's und Maria Albieri's statt. Am andern Morgen reiste das Paar nach Fiume. Die jungen Eheleute schrieben fleißig an ihren guten Oheim.

Sechs lange Briefe. Der siebente kam uneröffnet zurück. Cardinal Albieri war einem Schlagflusse erlegen. [2658]

Titel und Titulaturen.

„Mundus titulis titillatur“, „die Welt wird mit Titeln gefittelt“, das ist ein Satz, so bewährt und alt wie die Welt selbst, den jedes Volk und jedes Zeitalter bestätigt. Titulatur steht oben unter den Schwächen der Menschheit, sie muß also ihren tiefen Grund haben und hat ihn auch. Titel sind ursprünglich Beweise von Achtung und Ehrfurcht vor der Gottheit und dem höheren Alter; aus letzterem Grunde sind auch die ältesten Titel vom Alter hergenommen. Die Vorgesetzten der Hebräer hießen Melchisedek, wie noch heute die der Araber Scheiks, d. h. Alte; die Griechen hatten ihre Gerontes, unsere deutschen Altvordern ihre Grafen, Graue, die Römer hatten ihre Senatoren, die Franzosen haben ihre Seigneurs, unsere Musenöhne ihre Senioren, zwar keine altherwürdigen, aber doch immerhin bemooste Häupter. Daß aber, wie gesagt, die Titel ursprünglich auch Zeichen der Achtung vor der Gottheit waren, geht besonders daraus hervor, daß, je näher nach der religiösen Auffassung der Völker ihre Herrscher der Gottheit stehen, um so erhabener oder, wie man will, hochtrabender deren Titel klingen. Der Kaiser der Chinesen ist der Sohn des Himmels, der Beherrscher des himmlischen Reiches. Seine Vasallen dürfen sich diesen und ähnliche Titel nicht anmaßen, sie überhaupt nur können in dem Abgange der ihnen von jenem verliehenen Würden. So nennt sich der König von Ava: König der vierundzwanzig weißen Sonnenschirme — diese waren eben ein Geschenk aus China — und keiner seiner Unterthanen darf einen weißen Sonnenschirm tragen. Der Haupttitel des Königs der Birmanen ist: Herr der weißen Elephanten und aller Elephanten der Erde; denn die Gottheit war auf einem solchen zur Erde herabgekommen, und der Besitz eines solchen sichert die Oberherrschafft. Dieselben Anschauungen wie in China kehren im Koran wieder. Die Könige des Orients sind alle Söhne oder Oheime der Sonne und Vetter des Mondes, sie sind Könige der Könige, Herren alles Goldes und des Schwertes mit 190 Scharten aus dem Kampfe mit dem Erzteufel, Herren des Dolches, der murr, wenn man ihn in der Scheide läßt, Herren des Waldes, der Holz zum Fliegen enthält, Herren der Dattel, die so alt als die Schöpfung, Herren des Büffels, dessen Hörner zehn Fuß von einander stehen, des unbesiegtens Fahns und des Pferdes, das alle übertrifft, der Trommel, die bis zum Himmel trommelt, des Cocosbaumes, den Niemand ersteigt. Ja, der Pabstschah ist Herr des süßen Wassers, der Luft und der Wolken, sein Auge gleicht der Sonne, das andere dem Monde, sein Athem ist wie der sanfte Wind des Himmels und wohlriechender, als Myrrhen, seine Nasenlöcher duften Ambra und Moschus, seine Haut strahlt im Glanze des Diamants! Alles, was dem Sultan angehört, ist von Gold; was er hört, gelangt zu goldenen Ohren; wer ihn sieht, fällt zu seinen goldenen Füßen; die Wohlgerüche des Rosenöls gefallen seiner goldenen Nase; seine Steuern und Schatzungen nimmt er nach dem Schesfel in Golde ein. Letzteres hat sich freilich inzwischen gewaltig geändert.

Die Hyperbeln des Orients begegnen uns auch am Hofe von Byzanz. Schon in den Erlassen der Kaiser Gratian, Valentinian II., Theodosius I. heißt es: „Der Vater unserer Gottheit, himmlischen Andenkens, hat verordnet“ u. s. w., und wer diese „göttlichen“ Verordnungen verletzte, war ein Verbrecher gegen die göttliche Majestät. Justin II. nannte sich gar: Unsere Ewigkeit. War bei den Sultanen Alles von Golde, so bei den byzantinischen Kaisern Alles von Purpur. Sie gingen einher in Purpurmantel und Purpurschuhen, bedienten sich purpurner Dinte u. s. w. u. s. w.

Der nichterne, verständige Charakter des Abendlandes verwarf die Ueberschwänglichkeiten und Uebertreibungen. Karl der Große begnügte sich einfach mit dem Kaisertitel. Der Ausdruck Kaiser stammt bekanntlich von Cäsar. Aber nicht lange erhielt sich diese Einfachheit: der römische Begriff Caesar Augustus verwandelte sich in den Zusatz semper Augustus, „allezeit Mehrerer des Reichs“, und als semper Augustus war der Kaiser zugleich „caput temporale fidelium“, das zeitliche Oberhaupt der Christenheit, dessen geistliches der Papsi war, „servus servorum dei.“

Das enge Verwachsen der weltlichen mit der geistlichen Gewalt, die Macht, welche letztere auf die Gemüther übte, war wohl der Grund, weshalb auch die neben dem Kaiser stehenden katholischen Herrscher ähnliche Prädicate als Bezeichnung ihrer Stellung zur Kirche anfirebten. So hieß der König von Frankreich „rex christianissimus“, der allerchristlichste König, weil zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa der König von Frankreich der Hort der Kirche wurde, als ihr geborner Schirmherr sich feindselig ihr gegenüberstellte. Der spanische König nannte sich „katholische Majestät“. Im Jahre 1491 verlieh der Papsi den beiden „Königen“ Ferdinand und Isabella diesen Titel, als sie das letzte maurische Königreich Granada zurückerobert hatten. Mit Karl V. übertrug sich dieser Majestätstitel auf die deutschen Kaiser, deren Anrede bis dahin „kaiserliche Gnaden“ war. Der portugiesische König hieß der allergeeueste oder allergläubigste, „rex fidelissimus“, ein Titel, welchen Papsi Benedict XIV. dem Könige Johann V. im Jahre 1748 verlieh, vielleicht um dem Könige Portugal's, gegenüber dem von Spanien, auch in der Titulatur volle Gleichheit zu gewähren; denn damals versuchte Spanien wiederholt, Portugal zu unterjochen. Der König von England Heinrich VIII. erhielt vom Papsi für seine Vertheidigung der sieben Sacramente gegen Luther den Titel: „Defensor fidei“, Vertheidiger des Glaubens, und weder er, noch seine Nachfolger haben diesen Titel abgelegt. Das D. f. prangt noch jetzt auf den englischen Münzen. Der König von Ungarn erhielt den Beinamen „rex apostolicus“, weshalb auch der Kaiser von Oesterreich

jetzt den Titel „apostolische Majestät“ führt. Stephan, der Sohn des Magyarenfürsten Geyja, wurde der Apostel seines Landes und zudem trug er sein Reich dem Papsi zu Lehen auf, daher jene Auszeichnung. Endlich der König von Polen wurde mit besonderem Nachdruck „rex orthodoxus“, der rechthgläubige König, genannt.

Mit Einführung der spanischen Etiquette am Hofe zu Wien nahm die Titelsucht in allen Classen und Ständen immer mehr zu, namentlich zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Je mehr die Formen angingen, das Wesen der Sache auszumachen, um so eifriger bestand man auf ihnen. Je mehr das semper Augustus seine Wahrheit verlor, und die Mehrer des Reiches letzteres verminderten, um so länger wuchsen ihre Titel. Gleich wie die Dogen von Genua und Benedict Nichts lieber hörten, als wenn man sie Könige von Corsica und Cyprien oder Dalmatien nannte, wo sie doch Nichts mehr zu sagen hatten, so hielten der Kaiser von Deutschland, wie auch die Könige von Sardinien und Spanien ängstlich fest an dem Titel König von Jerusalem, wie die Könige von England an dem Titel König von Frankreich, und der deutsche Ordensmeister zu Merzenthain an dem eines Hochmeisters in Preußen. Ja, als ob umgekehrt die göttliche Allmacht ein Abglanz der weltlichen Gewalt sei, gab man dem Heiland irdischen Rang und Titel. In einer Kirche des Cilliarfreies fand man noch im Jahre 1787 eine Wappentafel, worauf das Leiden Christi dargestellt war, und die in großen Fracturbuchstaben folgende Deduction enthielt:

Dem allermächtigst-allerheiligst- und unüberwindlichsten Herrn, Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekröntem Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwähltem unfehlbarstem König des Erdbodens, des heiligen römischen Reiches einzigen Hohen-Priester, Erzbischofe der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, Herzog von Bethlehem und Landesfürsten von Galiläa, gefürstetem Graf zu Jerusalem und Freiherrn von und zu Nazareth, Ritter der höllischen Pforten, Herrn der Heiligkeit, Seligkeit und Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Richter der Lebendigen und Todten, unserm allerheiligsten Herrn und allergnädigst herablassenden Erlöser rc.

Es war ganz der Geist des theologisch-scholastischen Zeitalters, der sich in dergleichen Ueberschwänglichkeiten ausdrückte. So widmete 1610 ein Arzt in Ingolstadt sein Buch: Der allerheiligsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Frau Jungfrau Maria, gekröntem Kaiserin, des heiligen Reichs Großherrscherin, gebornen Königin in Israel, Fürstin von Juda u. s. w., und unterzeichnete: Ew. Jungfräulichen, Kaiserlich, königlichen Majestät allerunterthänigstes, allerdemüthigstes und allerverworfenstes Knecht!

Der Mensch wächst mit seinem Zweck, sagt Dante, und warum nicht auch mit seinem Titel? Plutarch erzählt, daß die Generale Alexander's ganz andere Leute geworden seien, als sie den Königstitel angenommen, und so erklärt es sich einfach, warum die Fürsten Europa's nach Titeln strebten und auf Titel hielten. Wie wir bei Thümmel lesen, verwies der König von Polen einen armen Copisten, der, um Zeit zu gewinnen, die eine oder andere Provinz aus dem pleno titulo des Königs wegließ, des Landes. Aber warum vergriff sich der Arme auch gerade an dem König von Polen? Mußte er doch wissen, daß dem vollen Titel dieses, sowie des Königs von Schweden stets noch drei et cetera angehängt wurden, und daß eine deutsche Reichsstadt von letzterem eine Vorstellung deshalb uneröffnet zurückbekam, weil die Adresse nur zwei et cetera enthielt.

Diesen Erdengöttern am nächsten und der Würde nach am höchsten, also hochwürdig stehen da die Priester; sie salbten und krönten die Großen der Erde, nannten sie Gesalbte des Herrn, durch und durch Erleuchtete, woraus die Durchlauchten und Erlauchten entsprangen.

Nach dem Beispiele des Adels eignete sich die Gelehrten-Aristokratie auch ihre besonderen Prädicate an. Die Rectoren und Professoren der hohen Schulen Deutschlands hielten auf die Titel: Magnificenz, Spectabilität und Celebrität, sowie auf das damit verbundene Scepter, die goldenen Treppen und den rothen Sammet mit einer Aengstlichkeit, die einem spanischen Granden Ehre gemacht haben würde. Lange Zeit galt der Doctor-Titel als die höchste Zierde der Sterblichkeit, wie überhaupt der Alma mater ein Jeder praenobilis, nobilis, perillustris, illustris oder doch wenigstens celeberrimus doctissimusque war. Aber der akademische Adel und namentlich das Doctor-Diplom sanken schnell in Courfe, als sie Gegenstand der Speculation und käuflich wurden. Stolz auf seinen Doctor-Titel war wohl Niemand, als der Dr. M. Seeger zu Wittenberg, der sich knieend vor einem Crucifixe abmalen ließ; aus seinem Munde gehen die Worte: Domine Jesu Christe, amas me? und Christus antwortet: Clarissime, praenobilissime doctissime-que domine Doctor Seeger, rector huius scholae dignissime meritissimeque, omnino amo te!

Zur Zeit, als es noch Sklaven und Leibeigene gab, als noch der Unterschied zwischen diesen und Freigeborenen bestand, konnte die Bezeichnung und Classification in Edel-, Hoch- und Wohlgeborenen allenfalls ihre Berechtigung beanspruchen, heutzutage ist sie völlig sinnlos. Und dennoch! Nach dem Glauben der Ureinwohner Sibiriens fängt der See Baikal an zu stürmen, wenn man ihn nur See und nicht Meer nennt, und wie mancher sonst ganz verständige Mann nimmt es auch jetzt noch übel, wenn er auf der an ihn gerichteten Adresse eine derartige Bezeichnung vermisst! Waren doch selbst große und witzige Männer von dieser Schwäche nicht frei! Der Satiriker Rabener, dem ein Vandedelmann nur das Prädicat Ew. Wohlgedel gegeben hatte, adressirte ihm zurück: Geborener Herr.

Während einer modernen Feder ein geringeres Prädicat, als „Wohlgeborenen“ kaum mehr entfließen mag, hatte im Mittelalter schon dieses einen sehr bedeutenden Werth. Es wurde von niemand Geringerem verliehen, als vom Kaiser selbst! Beispielsweise erhielt es im Jahre 1624 Graf Anton Günther von Oldenburg „zur mehreren Zier seines waltens ansehnlichen und gräflichen Geschlechts“. Das fürstliche Haus Reuß, welches in seinen Ahnen bis in die ältesten Zeiten hinaufsteigt, hatte es ebenso als eine Auszeichnung zu betrachten, als ihm 1625 dieses Ehrenwort vom Kaiser verliehen oder erneuert ward. Das waltende Haus der Herren von Schönburg erlangte es erst 1640. Hatte doch der Kurfürst von Sachsen auch erst durch ein kaiserliches Handschreiben vom 3. Januar 1625 das Prädicat „Durchlaucht“ erhalten.

Deutschland hatte bald ebenso viele Prägestätten für Titel, wie für Landesmünzen. Und nicht bloß Beamte, auch Gelehrte, Dichter, Kaufleute geizten nach höfischen Titeln. Im Jahre 1722 wendete sich der Magistrat der Stadt Nürnberg in einer

Vorstellung an den Kaiser, darüber, daß verschiedene Leute und Bürger bei allerhand Potentaten sich die Titel „Agent, Anwalt“ ausgemerkt hätten und darauf hin allerleihen und Vorrechte präbendierten. Der Kaiser gebot darauf sollten binnen drei Monaten entweder ihre derartigen Ansprüche niederlegen oder mit Aufgabe ihrer Profession von den Titeln leben. Daraufhin wurde 1724 ein Nürnberger, fürstlichbischöflich Bambergischer Resident geworden, zur Befreiung des kaiserlichen Befehls angehalten; er aber schloß sich dem Bambergischen Haus zu Nürnberg und klagte beim Reichshofrat schließlich zu seinen Gunsten entschied. Das Ideal, der Parabeltitel war bekanntlich der eines Hofraths. Aber unzählige Brüder und Nachfolger hat nicht dieser Ur-Rath, so man füglich sagen, gefunden!

Der Hof ist einmal der Brennpunkt in der Staatsleben, der Alles an sich zieht, zu dem Alles hin mit dem Alles verwachsen sein will. Daher die Unmaß die vom Hofe kamen. War doch auch die erste Auszeichnung dem Hause Rothschild, „dem sichtbaren Oberhaupt der papiernen Kirche“, wie Wilhelm Hauff sich ausdrückte, so wurde, ein Hof-Prädicat. Ein kaiserliches Schreiben vom 1800 theilt dem Kurfürsten von Sachsen mit, daß „der Jude Meier Amshel Rothschild zu Frankfurt am Main seine beiden Söhne, Amshel Meyer und Salomon Meyer, schuld, zu kaiserlichen Hoffactoren ernannt worden seien, beantragt, daß selbige in allen Vorfällen als kaiserliche Hoffactoren erkannt, ihnen aller Schutz angedeihen, und daß forderliche bei den hiesigen Kanzleien vorgemerkt werden.“ Der Geheime Cabinetsrath, dem dieses Schreiben zu Händen bemerkte hierzu: „ein dergleichen Antrag ist ganz unangebracht, es dürfte auch darauf eine Verfügung ergehen zu lassen, daß es nöthig, vielmehr dieses Schreiben nur, in etwa vorkommenden Fällen darauf Rücksicht zu nehmen, beizulegen oder allenfalls dessen Beilegung an das Geh. Consilium abzugeben sein.“ Letztere geschah denn auch.

Wir haben den Franzosen auch auf dem Titel-Gebiete Lächerliches nachgemacht, aber eine ihrer vernünftigsten gerade nicht, nämlich die, daß die Frau nicht nach dem Mann des Mannes genannt wird. Frau Generalin, Frau Kriegshofrathin, Frau Postmeisterin, das mag allenfalls noch an Frau Kammerherrin, Frau Oberförsterin, das klingt schon denklicher; aber Frau Kammerhufarin, Frau Vereiterin oder Einfahrerin (bei Bergwerken), das ist doch zu arg!

Die Franzosen haben auch, freilich ohne es zu wollen, unsere Nationalthorheit um Vieles verbessert, indem ihre beiden Doppelfinn mancher Titulaturen erfolgreich entküllte. Der Criminalrath läßt sich heutzutage noch conseiller des mes de son Altesse impériale adressiren, welcher Appellationsrath conseiller da dernier jugement, welcher Zuchthauswaller directeur des filous de sa Majesté! General Brax, die Kaiserin Katharina II. mit Anordnungen gegen die Ausbreitung der Pest nach Moskau schickte, erhielt einen Brief an Adresse à son Excellence le général B., directeur de la impériale.

[2542]

Confiscirt und versteigert.

„Einhundertneunundsiebenzigste Versteigerung. Zoll London. Im Auftrag der königlichen Zolldirection kommen so und sovielen in dem Auctions-Speicher in Mincing Lane folgende Güter, für Verbrauch im Inlande und Export, zur öffentlichen Versteigerung: Bier, Branntwein, Cigarren, Eau de logne, Genever, Kaffee, Kurzwaaren, Lichte, Viqueure, Wein und Gabeln, Parfüms, Rum, Seife, Spiritus, Tabak, Uhren, Wein, Weizenmehl u. v. A.“

Eine artige Auswahl aller möglichen Gattungen und ten Waaren, einzig alphabetisch geordnet. Nicht zu vergeten daß unter „Kurzwaaren“ und „u. v. A.“ noch verschiedene zusammengefaßt ist. Alle diese schönen Dinge bilden für einen Bazar Ihrer Majestät der Königin von England. Erklärung liegt in der Einrichtung des britischen Einfuhr-Wann immer Ihrer Majestät Auctionator berufen wird, unter den Hammer zu bringen, so ist stets eine absichtliche, auch unabthätliche Zolldefraudation vorausgegangen.

Wir fagen eine absichtliche oder auch unabthätliche — hängt von den Umständen ab. Mit Ausnahme der chinesischen Thee-, der Holz- und einiger anderen Schiffe pflegen Schiffe zweierlei oder mehrere Waaren an Bord zu haben. Es also drei Fälle möglich: entweder alle Waaren sind zollpflichtig oder eine ist, und sämmtliche anderen nicht; oder einige sind Selbstverständlich ist die Untersuchung der Zollbeamten eine strenge. Sie wissen: in dem Punkte ist in aller Welt die sehr locker; die Regierung zu betrügen gilt nicht für Sünde. Kommt also ein mit verschiedener Fracht beladenes Schiff der Themse an, so wird das der Zolldirection sofort gemeldet und ihr zugleich ein genaues Verzeichniß aller an Bord befindlichen Waaren überreicht, sowie der Name des Absenders Agenten u. s. w. genannt. Ein Beamter geht an Bord nimmt für eine Zeit Beschlagnahme von der Waare. Er darf keine Untersuchung anstellen, die ihm beliebt, und dem Capitän mit möglichen Fragen zufragen, die er für nöthig hält, um sich vergewissern, daß die wirkliche Ladung der declarirten entspricht. Unbedeutende Differenzen können durch eine Correctur in die Liste ausgeglichen werden; aber jede falsche Angabe von Waaren wird als Defraudation angesehen und mit Confiscation der betreffenden Waare, oft auch zudem mit einer Geldstrafe geahndet. Ist Alles recht befunden, so fangen die Beamten an, die Waare zu taxiren und die Höhe des Zolls festzustellen, den der Importeur zu entrichten hat.

Genüsse Güter werden specieller Abschätzung unterworfen und sind dann mit so und so viel Procent von ihrem Werthe bezollt. In diesem Fall müssen die Beamten allen Schritten aufpassen. Nur zu leicht läßt sich ein Kaufmann dazu verleiten seine Waaren niedriger zu veranschlagen, indem er entweder die Quantität oder die Qualität geringer angibt. Der Beamte auf beide Fälle vorbereitet. Merkt er, daß die Waaren wirklich niedriger taxirt worden sind, so kauft er die ganze Menge Namen der Königin; der Importeur muß sie verkaufen und nach der von ihm selbst festgestellten Taxe; das Geld wird gezahlt, nach Abzug des Zolls und der Kosten. Es ist das sehr kluges Verfahren; denn wenn der Händler den Zoll

zu umgehen versucht, so werden seine Waaren unbedingte confis-

ciert — wofür er aber den Zoll nur zu verringern sucht, indem er den Werth seiner Waare niedriger angibt, wird er in der eigenen Schlinge gefangen.

Die Beamten wissen aus Erfahrung, daß der gewöhnlichste Coup der ist, zollpflichtige Waaren und nicht zollpflichtige in einem und demselben Schiffe zu führen. Oft sind die ersteren auf die schlaueste Weise zwischen letztere hineingepackt — Fässer, Fä-

schachteln, Körbe, Kapseln, Säcke, Pakete, Bündel, Büch-

sen, Rollen, Enveloppes, in welchen anscheinend zoll-

trinkbaren Waaren. Derjenige freilich, der die Strafe einfach

passirt, ahnt nicht, was da Alles zu haben ist; denn der wirklichen

Läden gibt es nur wenige, und in den Schaufenstern liegt nicht

dingung, daß der Käufer die Kosten der Verpackung und Buchung

Ein neues Institut.

Wir wollen die Aufmerksamkeit der geneigten Leserinnen

auf ein Institut lenken, das so recht geeignet und werth ist,

die Unterstützung der Frauen in Anspruch zu nehmen, weil es

nicht nur unendlich segensreich im Allgemeinen wirken kann,

sondern auch vielen unbemittelten jungen anständigen Mädchen

eine neue lohnende Erwerbsquelle zu bieten im Stande ist.

Dieses Institut ist die von dem „Verein für Familien- und

Klavierstück.

Comp. von Woldemar Bargiel.

Allegretto con grazia.

Musical score for piano with multiple staves, including dynamics like 'ped.', 'cresc.', 'dimin. sempre' and performance instructions.

